



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Vergißeinnicht 1907**

8 (1907)

---

# Vergißmichnicht.

Illustrierte Zeitschrift der  
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.  
Gefegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen  
sind zu richten an:

Frater Edmund Küpper O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill  
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

25. Jahrgang.  
Nr. 8.

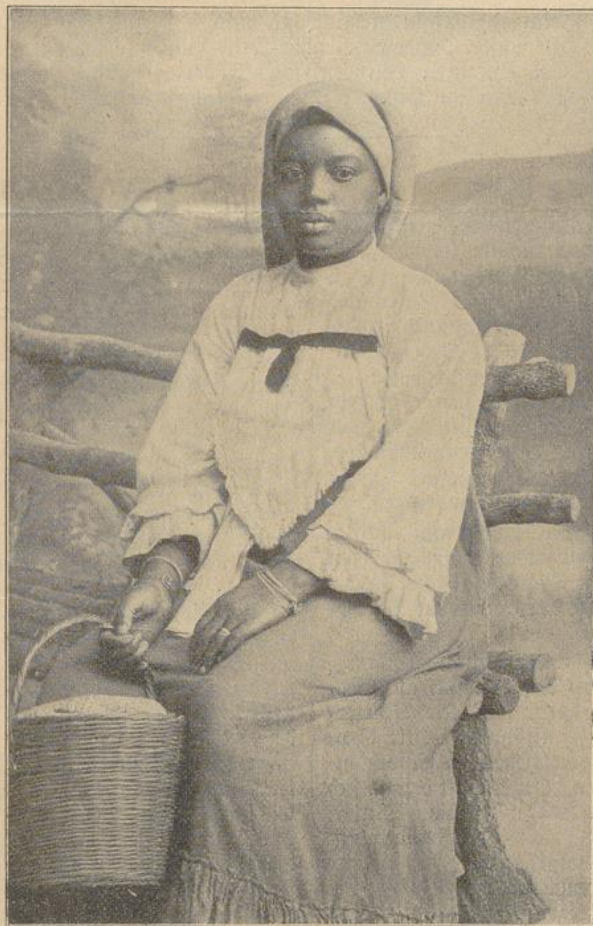
Erscheint monatlich  
und kostet  
pro Jahrgang  
Mk. 1.50,  
direkt franko zu-  
gesandt oder von  
unsern Befördern  
bezogen.

Uebersetzungen  
im Interesse der  
Mission  
sind willkommen.

Wohlthätern wird  
das Vergißmichnicht  
gratis zugesandt.

Wer diese Zeitschrift  
bestellt, tut gleich-  
zeitig ein gutes  
Werk zu  
Gunsten der armen  
Neger in Afrika.

Bestellungen  
auf das  
Vergißmichnicht  
geschehen am ein-  
fachsten auf dem  
Abschnitt der  
Postanweisung.



Köln a. Rh.  
August 1907.

Der Reinertrag  
dieser Zeitschrift  
wird nur für  
Missionszwecke,  
für die Ausbreitung  
unserer heiligen  
Religion ver-  
wendet, weshalb  
der Hl. Vater  
Pius X. zu wieder-  
holtenmalen allen  
Wohlthätern  
unserer Mission  
seinen apostolischen  
Segen erteilt hat.

Beförderer des  
Vergißmichnicht  
werden an allen  
Orten gesucht.

für die Abonnenten  
des Vergißmichnicht  
als Wohlthäter  
unserer Mission  
werden täglich in  
der Abteikirche zu  
Mariannhill  
2, oft 3 hl. Messen  
gelesen

Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Christliche Kaffernfrau.



Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

### Mariä Himmelfahrt.

Wer ist die Herrliche, klar wie der Mond,  
Die droben auf glänzender Wolke thront?  
Die über 's Sternenreich schwinget sich auf,  
Hell wie die Sonne im strahlenden Lauf?

Es ist Maria, die Jungfrau rein,  
Sie geht nun zur himmlischen Glorie ein,  
Mit Leib und Seele schwebt sie empor,  
Umringet von jubelnder Engel Chor.

Zum König des Himmels lenkt sie den Flug,  
Den einst sie als Kindlein am Herzen trug,  
Schon ruht ihr entgegen von seinem Thron,  
Ihr einzig Geliebter, ihr göttlicher Sohn.

„Komm, meine Taube, und eile zu mir,  
Du Makellose, Du himmlische Zier!  
Dir ist die herrlichste Krone bereit,  
Nun herrsche mit mir in Ewigkeit!“

Und nun durchbrauset ein Lobgesang  
Die Hallen des Himmels mit lieblichem Klang,  
Der rollenden Sphären leuchtender Kreis,  
Erklingt zu der Herrlichen Ehr' und Preis.

Und immer höher die Klangflut schwillt,  
Hinauf, wo der Born aller Schönheit quillt;  
Dort bringet der Engel unzählige Schar,  
Ein Loblied der himmlischen Königin dar.

Und durch die Räume des Himmels hallt,  
Ein Grüßen, das unten auf Erden erschallt,  
Das aus dem gläubigen Herzen sich ringt,  
Wo immer ein Abglöcklein erklingt.

Wo immer ein Herz verlassen steht,  
Wo ihr zu Ehren ein Kirchlein steht,  
Da ist zu helfen sie gern bereit,  
Maria hilft immer, zu jeder Zeit.

Maria, Königin, lieblich und mild,  
In unseren Herzen strahle Dein Bild,  
Sei Du unser Leitstern, schönste der Frau'n,  
Bis wir im Himmel Dich ewiglich schau'n!

### Ueber Land und Meer.

Die eigentümlichen Verhältnisse unseres von Rom, der Metropole des christlichen Erdkreises, so weit entfernten Klosters, die Mission mit ihren mannigfachen Bedürfnissen u. u. nötigen unsern Ehrw. Vater Administrator beinahe alljährlich zu vielen und großen Reisen. Gewiß weiß wohl der wahre Ordensmann am liebsten im stillen Kreise der Seinen, doch weiß er auch darauf zu verzichten, sobald ein höheres Gut in Frage steht. Mußte doch schon unser großer Vater, der hl. Bernard, dieses Ideal eines Cisterziensermönches, im Interesse der Kirche beinahe die Hälfte seines Lebens außerhalb der geliebten Klostermauern zubringen.

Im Nachstehenden erlauben wir uns nun, unsern geehrten Lesern eine kurze Schilderung der letztjährigen großen Reise unseres geliebten Obern zu bieten, so wie er uns dieselbe nach seiner Rückkehr persönlich im Kapitelsaal erzählte.

Wie schon früher berichtet, reiste Abt Edmund Obrecht am 16. August 1906 von Mariannhill ab. Sein nächstes Reiseziel war Citeaux, das alte Mutterhaus unseres Ordens, woselbst alljährlich Mitte September das Generalkapitel des reformierten Cisterzienser-Ordens stattfindet. In seiner Gesellschaft befand sich außer seinem Sekretär, Rev. Father Fabian Dutter, O. C. R., dem nunmehrigen Prior von Mariannhill, auch der Apostol. Vikar von Natal, Mgr. Dr. Heinrich Delalle, O. M. J. Mit Freuden begrüßten die beiden Prälaten die schöne Gelegenheit, die sich ihnen während der dreiwöchentlichen Seefahrt von Durban nach Southampton bot, um eine Reihe wichtiger Fragen unseres Klosters, der Mission und des kirchlichen Lebens in Südafrika überhaupt in aller Ruhe zu besprechen. Welch hohe Stücke Bischof Delalle auf Mariannhill

und seine Mission hält, bezeugt auch der Umstand, daß er persönlich einer Sitzung des Generalkapitels in Citeaux beiwohnte, woselbst er viel Lobliches über die Missionsstätigkeit der Trappisten in seinem Vikariat sprach, und im Verein mit unserm Ehrw. Vater Administrator alle Interessen unseres Hauses aufs wärmste vertrat.

Kurz nach Beendigung des Generalkapitels eilte P. Administrator, einem speziellen Rufe des Kardinals Gotti, des bekannten Präfekten der Propaganda folgend, nach Rom, wo er fünf Tage verweilte und während dieser Zeit jeden Abend eine längere Audienz beim genannten Kardinal hatte. Es handelte sich dabei namentlich um die endgültige Regelung verschiedener Punkte in den Konstitutionen unserer Missionshäuser, deren kirchliche Approbation eben in Schwung war.

Am Schutzengelfest, den 2. Oktober 1906, erhielt er sodann eine Audienz beim hl. Vater selbst, der ihn mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit, wie ein Vater den Sohn, empfing. Seine Heiligkeit erinnerte sich noch lebhaft an die früheren Audienzen und zeigte sich betreffs der Mariannhiller Mission in allem wohl informiert. Zum Zeichen seines besonderen Wohlwollens approbierte er mit Freuden den Mariannhiller Meßbund (siehe Vergißmeinnicht Nr. 1 1907), und verlieh unserm Ehrw. Vater die Vollmacht, die Kreuzherrn-Rosenkränze zu benedizieren und mit den bekannten großen Ablässen zu versehen. Letzteres war ein ganz außerordentliches Privileg, und erst im Laufe der letzten Monate gab Papst Pius X. der Ritenkongregation die Vollmacht, einzelne würdige Priester mit dieser seltenen Befugnis zu betrauen.

Von Rom ging es nach unsern Procuraturen in Linz und Würzburg, wo es ebenfalls eine Reihe



# Peter der Nesträuber.



Petern sind die dummen Streiche  
Sportliche Liebhaberei;  
Hat er sie nicht angezettelt,  
Sicher war er doch dabei.

Apfel maust er aus dem Garten,  
Eier aus dem Hühnerhaus,  
Und im Busch die Vogelnester  
Spürt er auf und nimmt sie aus.

Keine Strafe wollte helfen —  
Peter war schon zu verderbt —  
Bis ihn eine Rabenmutter  
Gründlich einmal durchgegerbt.

Peter streifte schuleisend  
Nämlich g'rad' umher im Forst,  
Da bemerkt er auf 'ner Fichte  
Junge in dem Rabenhorst.

Oben war er wie 'ne Kaze,  
Wo er schnell die Jungen nahm,  
Als mit wütendem Gefrächze  
Schon die Rabenmutter kam.

Sie riß Peters Zipfelmütze  
Ihm zuerst herab vom Schopf,  
Und mit Krallen und mit Schnabel  
Ging es dann an seinen Kopf.

Wie er da herabgekommen  
Ist von jenem hohen Baum,  
Wohin für Peter viele Wochen  
Ein erschreckend böser Traum.

Doch hat ihn das so gebessert,  
Dass er's nimmermehr vergißt  
Und er schon in der Schule  
Einen 'rausgekommen ist.

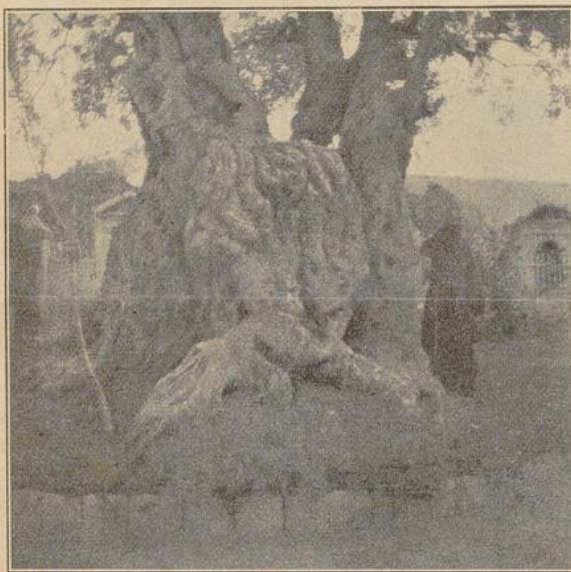
Und wenn er jetzt, alten Sinnes,  
Ist zu einem Streich bereit,  
Darf nur wo ein Rabe krächzen,  
Gleich packt ihn die Artigkeit.  
Heinrich Vöcker.





tief einschneidender Fragen zu lösen gab, von da über Köln, Metz und Trier nach Heilig-Blut in Holland, dem nunmehrigen Noviziat- und Mutterhaus unserer Schwestern-Kongregation. In Köln traf Abt Obrecht mit drei Missionsbischöfen der Väter vom hl. Geist zusammen. Es waren das Msgr. Adam, Apostol. Vikar von Gabun an der Westküste, Bischof Emil Allgeyer, der langjährige Freund unseres Hauses, und Msgr. Vogt, der kurz zuvor in Knechtsteden konsekrierte Apostol. Vikar von Mittel-Sanibar mit dem Bischofssitz Bagomoho in Deutsch-Ostafrika.\*)

Ende Oktober schiffte sich unser Ehrw. Vater nach Gethsemani in Kentucky, Nordamerika, ein, dessen Abt er noch immer ist. Beinahe zwei Jahre — einen kurzen Besuch im November 1905 abgerechnet — war er nun infolge der Administratur Mariannhills von diesem seinem Kloster abwesend gewesen, und nun kam er im Namen des Hochwürdigsten P. Generals mit



Aus den Mitteilungen der deutschen Dendrologischen Gesellschaft 1906.

#### Olbaum im Garten Gethsemane.

Obiges Bild zeigt einen der Olbäume im Garten von Gethsemane in Jerusalem. Es befinden sich im Garten 7 solcher Bäume (die 2 stärksten haben 8 Meter und 11 Meter im Umfang), 9 Cypressen, 1 Pfefferbaum und 1 Oleastria. Die Olbäume sollen angeblich noch aus der Zeit Christi stammen, nach einer andern Version hätten die Kreuzfahrer die betreffenden Bäume bereits abgestorben, aber mit Wurzelanschlag versehen, vorgefunden, aus welcher letzterem sich die heute lebenden Bäume entwickelt hätten.

dem in der Geschichte unseres Ordens wohl einzig dastehenden Auftrag, in seinem eigenen Kloster die reguläre Visite vorzunehmen. Er entledigte sich auch dieser Pflicht mit der ihm eigenen Gründlichkeit und

\*) In den Diözesen Trier und Metz aber suchte er im Einvernehmen mit den dortigen hochwürdigsten Herren Bischöfen eine kleine Niederlassung zu gründen, die eventuell als Probehäus für unsere Postulanten dienen könnte. Der Nutzen eines solchen Hauses, in dem Jünglinge und Männer von erprobter Tugend für den schönen Doppelberuf eines Missionärs und Ordensmannes eine entsprechende Ausbildung finden könnten, liegt auf der Hand. Leider konnte bis zur Stunde noch kein allseitig geeigneter Platz hierfür ausfindig gemacht werden. Möge uns die göttliche Vorsehung in dieser hochwichtigen Sache bald das Rechte finden lassen!

Energie und bestimmte in einer ausführlichen Visitekarte die Punkte, die ihm einer Korrektur und Renovation bedürftig erschienen.

Die Seereise von Le Havre nach Newyork war infolgedessen interessant, daß sich sieben kathol. Priester — außer Abt Obrecht drei Oblaten- und drei Kapuziner-Priester, — und fünfzehn Missionschwestern auf dem gleichen Schiff zusammenfanden. Am Feste Allerheiligen fand sogar in einem schönen, geräumigen Saal ein kleines Pontifikal-Ami statt, wobei 45 hl. Kommunionen ausgeteilt wurden. Sämtliche kathol. Passagiere und auch viele protestantische wohnten mit Freude und sichtlichem Andacht dieser auf einem Ozeandampfer gewiß äußerst seltenen Feier bei.

So schön dieser Gottesdienst am Allerheiligentage war, so ernst und traurig war ein Ereignis, das am darauffolgenden Allerseelentag wie ein lebendiges Memento mori alle Anwesenden aufs tiefste erschütterte. Es befand sich nämlich auf dem Schiffe ein mexikanischer Arzt, der von seiner Regierung nach Europa geschickt worden war, um Spezialstudien über die sogenannte Schlafkrankheit zu machen. Er kehrte eben wieder nach Amerika zurück, wo ihn Frau und Kind schon im Hafen von Newyork erwarteten. Am Abend des Allerheiligentages gab der junge, rüstige Mann, dem man von einer Krankheit absolut nichts ansah, in seiner Gesellschaft eine praktische Anleitung, wie man in zweifelhaften Fällen sicher konstatieren könne, daß bei einem Menschen der Tod wirklich eingetreten sei. Und siehe, am nächsten Morgen fand man ihn im Bett tot, und mußte seine Instruktion an ihm selbst erproben werden.

Am 3. November kam Abt Obrecht in seinem Kloster Gethsemani an, nahm, wie gesagt, die reguläre Visite vor und widmete sich auch sonst mehrere Wochen hindurch mit voller Hingabe dem materiellen und geistigen Wohle seines Klosters.

Seine Vollmacht, Kreuzherrs-Rosenkränze weihen zu können, war inzwischen durch einige amerikanische Zeitungen bekannt geworden, und nun kamen von allen Enden und Ecken Nord- und Mittelamerikas große Sendungen von Rosenkränzen an, an manchem Tage gegen 30 Kisten voll. Der Prior des Klosters schrieb dem Ehrw. Vater später nach Europa, daß auch nach seiner Abreise noch viele Kisten Rosenkränze gekommen seien, die sie nun alle unbenediziert retournieren mußten.

Am 27. Dezember reiste Abt Edmund wieder nach Europa zurück. So schön die Hinreise gewesen war, so ungemütlich war die Rückfahrt. Es herrschte eine grimmige Kälte. Zwischen Pittsburg und Washington entgleiste der Zug, und nun hieß es, in einsamer Debe bei bitterer Winterkälte stundenlang warten, bis endlich der Schaden wieder repariert war. Desgleichen war auch die Fahrt von Newyork nach London sehr rau und stürmisch. Eine geradezu sibirische Kälte aber herrschte in Europa, wo überall der Schnee in ungeheuren Massen lag. Besonders empfindlich machte sich dieselbe in Rom geltend, weil man dort keine Ofen- und sonstigen Heizvorrichtungen kennt.

In Dijon traf P. Administrator mit dem Hochwürdigsten P. General und einigen Aebten unseres Ordens zusammen, um sich gemeinsam über die gegenwärtige schwierige Lage der Kirche Frankreichs und



einiger unserer Klöster zu beraten. Von da ging er abermals nach Rom, verkehrte wiederholt mit den Kardinalen Gotti und Satolli, und erhielt Montag, den 21. Januar, — gerade an dem Tag, da die Trappisten von Tre-Montane die bekannten Lämmer nach St. Agnese bringen, — neuerdings eine Audienz beim hl. Vater.

Abt Obrecht machte dabei dem hl. Vater das Kompliment, daß der päpstliche Erlass bezüglich des französischen Kirchenstreites die volle Billigung aller gutgesinnten Katholiken finde, worauf der Papst erwiderte, er handle dabei einfach nach den ewig gültigen und unveränderlichen Grundsätzen des christlichen Glaubens und des Evangeliums; Politik sei ihm unbekannt, ja

Jaffa, dann hieß es, die Pest herrsche in Palästina und alle ankommenden Passagiere hätten sich einer lästigen Quarantäne zu unterwerfen. Schließlich glückte es ihm aber doch, hinauszukommen, allerdings nur auf 2 Tage, und diese benützte er in erster Linie, um die hl. Stätten in Jerusalem und Bethlehem zu besuchen. Liebevoller Gastfreundschaft genoß er bei den Assumptionisten, ihr Oberer, P. Athanasius, war ein ehemaliger Schüler unseres Ehrw. Vaters; er hatte im Jahre 1880 mit mehreren seiner Ordensgenossen bei den Trappisten in Rom gewohnt, und rechnete es sich daher zu doppelter Ehre an, einen kleinen Gegendienst leisten zu können.

Mit tiefer Rührung besuchte der Ehrw. Vater den



Aus den Mitteilungen der deutschen Dendrologischen Gesellschaft 1906.

#### Ibenbom.

Der 1500jährige Ibenbom zu Menthagen bei Roskød (Niedl.-Schwerin), nach der Natur gezeichnet von L. Krause 1879. Alle über 1000jährige Eibendäume sind übrigens in mehreren Exemplaren in Europa vertreten, der nächste steht z. B. neben der Kornelkirche ganz in der Nähe von Feldkirch (Vorarlberg).

er wolle in kirchlichen Fragen dieses Wort nicht einmal genannt wissen.

Damit waren nun die dringendsten Geschäfte in Europa und Amerika erledigt, und der Ehrw. Vater schickte sich wieder zur Rückkehr nach Südafrika. Am 27. Januar bestieg er ein Schiff in Marseille und fuhr zunächst nach Port Said. Von hier aus wollte er, dem Wunsch des Hochw. P. Generals entsprechend, einen Ausbruch ins hl. Land machen, zunächst um die kleine Trappisten-Niederlassung El-Athroun zu visitieren. Legeres liegt zwischen Jaffa und Jerusalem an der Stelle des biblischen Emaus. Leider stellten sich aber dem Vorhaben allerlei Schwierigkeiten entgegen: Zunächst fehlte in Port Said die Schiffsverbindung mit

Garten Bethsemani, von dem sein Kloster in Amerika den Namen hat, ging den hl. Kreuzweg und betete an der Kreuzigungsstätte und am hl. Grabe. Ungemein freundlich und schön aber mutete ihn namentlich das zwei Stunden von Jerusalem entfernte Bethlehem mit seiner Krippenhöhle an. Er fand es buchstäblich vor, was einst die Gräfin Ida Hahn-Hahn geschrieben: „Bethlehem bildet einen entschiedenen Gegensatz zu dem in Staub und Asche versteinerten Jerusalem. Es ist, als hätte die Geburt des Herrn einen beständigen Frühlingszauber über Bethlehem, sein Tod eine beständige starre Trauer über Jerusalem ausgebreitet.“

Am 10. Februar fuhr der Ehrw. Vater Administrator wieder von Port Said ab. Hier schloß sich ihm



als künftiger Sohn seines Hauses der vom Cisterzienserkloster Mariawald als neugeweihter Priester kommende P. Bonaventura an. Die Weiterreise durchs Rote Meer und den Indischen Ozean mit den Unterplätzen: Alden, Mombassa, Tanga, Sansibar, Dar-es-Salaam, Beira, und Lourenço-Marquez verlief ohne besonderen Zwischenfall, und am 10. März 1907, am Sonntag Laetare, kamen beide wohlbehalten in Durban an. Um 12 Uhr mittags hielt der Ehrw. Vater schon seinen festlichen Einzug in Mariannhill.

### • Reise ins Pondoland.

Von Rev. P. Apollinaris, O. C. R.

Lourdes. — Schon im Juni 1906 hatten einige Pondos unsern Ehrw. Vater Administrator, als er gerade zur Spendung der hl. Firmung in Lourdes weilte, gebeten, er möchte auch bei ihnen, im Pondo-

Wir ritten weiter, und es war schon spät am Nachmittag, als wir in Harding ankamen. Im Hotel Nachtherberge zu nehmen war uns zu kostspielig, etwas anderes Passendes fanden wir nicht, so kauften wir also etwas Tee und Brot, das uns als Nachtessen dienen mußte, und ritten auf gut Glück weiter, bis wir endlich einen Kraal fanden, wo wir absattelten. Gegen 10 Uhr nachts legten wir uns in der ärmlichen Hütte nieder, doch keiner von uns konnte trotz der Müdigkeit nur einen Augenblick schlafen. So ein Kafferkraal hat eben gar viele Bewohner und die schlimmsten sind, zumal zur Nachtzeit, die nimmerjätten Blutsauger, deren Name „legio“ ist. Oft und oft machten wir Licht oder hielten Ausschau, ob es nicht bald dämmern möchte. Um 2 Uhr hielten wir es einfach nicht mehr länger aus. Unser Führer holte die Pferde, wir saßen auf und ritten trotz der Dunkelheit weiter.

Um 6 Uhr früh kamen wir zu dem ziemlich großen



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Ein Kafferdorf.

land, eine Missionsstation errichten. Doch erst im Februar 1907 war es dem Schreiber dieser Zeilen möglich, einen mehrtägigen Ritt dorthin zu machen, um die Verhältnisse an Ort und Stelle kennen zu lernen.

Montag, den 18. Februar, brach ich in früher Morgenstunde von Lourdes auf. In meiner Begleitung war der schwarze Priester Alois Vincadi und der Kafferbursche Benedikt Shangaze, welcher letzterer uns als Führer dienen sollte. Es war ein heißer afrikanischer Sommertag, und sowohl wir, wie unsere Pferde, waren schon in vollem Schweiß, als wir im Laufe des Vormittags beim großen Tzibi-Fluß ankamen.

Hier suchten wir den Chief Mlenzana auf. Er ist Eigentümer einer großen Farm und dem kathol. Glauben sehr geneigt. Die Protestanten (Wesleyaner) hatten zwar schon seit vielen Jahren daselbst eine Mission, doch er will nun aus verschiedenen Gründen nichts mehr davon wissen. Dagegen hält unser schwarzer Katechet Magnus Zulu an Sonntagen daselbst einen Laien-Gottesdienst mit Katechese zc., bis es uns möglich sein wird, einen Priester dorthin zu schicken.

Flusse Umtafuma, der hier die Grenze zwischen Natal und Pondoland bildete. Ein Stündchen vom genannten Fluß entfernt, wollten wir frühstücken. Etwas Brau hatten wir, und das nötige Raß hofften wir bei der nächsten besten Quelle zu finden. Doch wir hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Es hatte in der Gegend lange nicht mehr geregnet, und somit fanden wir kein Wasser, weder für uns, noch für die armen Pferde. Endlich kamen wir auf eine plötzlich steil abfallende Hochebene. Da unten in der schattigen Schlucht mußte offenbar Wasser sein; doch wie mit den Pferden hinab- und wieder hinaufkommen? Siehe, da kommt ein Kaffernweib langsam heraufgestiegen, sie hat ein großes, bis zum Ueberlaufen angefülltes Wassergefäß auf dem Kopfe und überläßt uns daselbst gegen eine kleine Entschädigung. So konnten wir frühstücken, und auch von den Pferden bekam jedes noch eine Schüssel voll Wasser.

Nach einständiger Rast brachen wir auf und kamen gegen 2 Uhr nachmittags bis Embizane, einer kleinen englischen Niederlassung mit einer Magistratur. Hier



musste ich von einem Soldaten das Pferd beschlagen lassen, denn die Wege waren sehr rauh.

Gegen 1/27 Uhr abends waren wir glücklich an unserem Reiseziel: bei Chief „Satan“. Ob er sich selbst diesen ominösen Namen beigelegt, oder ob er ihn von anderen erhalten und weshalb, kann ich leider nicht sagen. Kurz, wir waren nun einmal da, und es ließ sich hier wider Erwarten ganz gut wohnen. Ein Christ, namens Fidelis, hatte für uns zwei Priester Strohsäcke nähen und mit frischem Heu füllen lassen, und darauf schliefen wir nach den Strapazen der vorausgegangenen Reise wie die Fürsten.

Am nächsten Morgen besuchten wir den Hauptchief Gwalitscheni. Wir gingen zu Fuß, da wir unsere müden Pferde etwas ausruhen lassen wollten. Vom Satan zum Gwalitscheni ist nicht sehr weit. Beide Chiefs waren äußerst zuvorkommend, zeigten sich höchst erfreut über den Besuch der Anna Romas und baten mich dringend, sofort bei ihnen eine Mission zu beginnen. Eine protestantische Mission haben sie allerdings schon lange, doch sie sind damit nicht zufrieden; sie wollen Anna Romas haben. Gwalitscheni bot mir zwei Klage an. Ich wollte jedoch nicht sofort eine definitive Entscheidung treffen, sondern zuvor die Zustimmung meiner Obern in Mariannhill einholen. Gwalitscheni will nach Ostern zur Hochzeit eines seiner Untertanen nach Lourdes kommen, um persönlich unsere Mission kennen zu lernen. Vielleicht fügt es sich, daß er dabei mit unserem Chro. Vater Administrator zusammenstößt, der um dieselbe Zeit unsere Station visitieren wird. Das Weitere wäre dann rasch geregelt.

Donnerstag, den 21. Februar, traten wir wieder den Rückweg an. Unsere Nachtherberge war diesmal eine protestantische Kapelle, die zugleich als Schule dienen muß. Vor dem Schlafengehen sangen wir, altem Trappistengebrauch gemäß, das Salve Regina, aber kassirisch Mame Mandwayo. Dies lockte sofort mehrere schwarze Protestanten herbei. Sie baten uns dringend, noch mehr so schöne Lieder zu singen, denn sie hätten noch nie solche gehört. Wir willfahrten auch ihrer Bitte, so gut wir eben konnten. Dann räumten wir die Sitzbänke in der Schule zusammen, um die nötigen Lagerstätten zu bekommen; sie waren aber doch noch härter als der Trappistenstichsack, und so war es auch in dieser Nacht mit dem Schlafen gar schlecht bestellt.

Sobald der Morgen graute, weckte ich meine beiden Schwarzen; ich wollte zeitig fort, doch, ein neues Hindernis: zwei unserer Pferde waren verunglückt, und es hieß lange warten, bis wir sie endlich wieder hatten. Dagegen hatten wir auf diese Weise Gelegenheit, Zeuge des protestantischen Gottesdienstes zu sein, der gerade an jenem Morgen abgehalten wurde.

Im Laufe des nachmittags kamen wir wieder an Alexanaras Kraal am Tzibi vorbei, sprachen mit dem Chief und seinen Leuten, und waren abends um 8 Uhr in Emaus beim Chro. Vater Franz, wo wir übernachteten. Der nächste Morgen sah uns wieder in Lourdes.

Die Mission im Pondoland bietet schöne Aussichten, ist aber viel zu weit entfernt, als daß sie von Lourdes aus pastoriert werden könnte. Sie erfordert unbedingt einen eigenen Missionär. Doch hier kommt

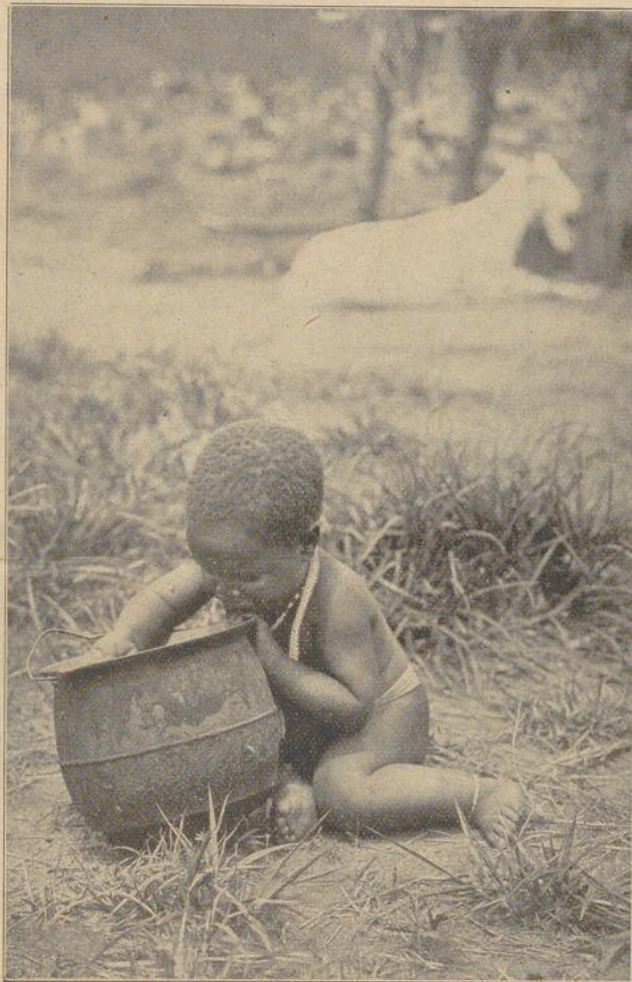
wieder die alte Klage: „Die Ernte ist groß, der Arbeiter aber sind wenige!“

Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seinen Weinberg sende!

### Bilder aus dem Missionsleben.

Von Rev. P. Joseph, O. C. R.

Emaus. — Jüngst wurde ich zu einem gewissen Umfogazi, einem etwa 50jährigen Kaffer gerufen, der



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Stets bei gutem Appetit.

in nächster Nähe unserer Station wohnt. Er hatte vor Jahren bei einem Trinkgelage Gift bekommen, dessen gefährliche Wirkung er nun von Woche zu Woche stärker zu fühlen begann.

Ich fand ihn unter einer roten, schmutzigen Decke am Boden ausgestreckt. Der Kopf ruhte auf einem kleinen Holzklohe. Er hatte die Höflichkeit, mir dieses Klößchen als Sig anzubieten, was ich dankend anknüpfte. Essen mußte ich mich allerdings, denn die Hütte war voll von Rauch, doch ich tat's nach türkischer Art mit untergeschlagenen Beinen, eine Kunst, die ich mir in Bosnien angeeignet hatte.

Um das qualmende Feuer herum saß ein Rudel



Kinder beiderlei Geschlechts; die größeren waren in ärmliche Lumpen eingehüllt, die kleineren gingen noch im Adamkostüm. Ihre Beschäftigung bestand darin, aus dem dampfenden Kessel mittels eines Schlüsselchens Maiskörner herauszufischen und sie dann mit der Hand in den Mund zu schieben. Sie taten das mit vielem Eifer und in außerordentlichem Frieden und unge störter Eintracht. Auch waren die zwei Weiber des Kranken zugegen, sowie seine Mutter. Das eine Weib, dessen Kleidung in einer bloßen Lederschürze und einer schmutzigen Decke bestand, schien noch stockheidnisch zu sein. Mehr Zivilisation zeigte die zweite. Sie machte eben Toilette und zog ihren blauen Sonntagsrock an. Es geschah das ihrem Mann zu Ehren, der heute die hl. Taufe empfangen sollte.

Bisher konnte bei dem kranken Umfogazi von der Taufe keine Rede sein, da er eben zwei Weiber hatte und keines derselben entlassen wollte. Heute aber ver-

jorglos lebt er in den Tag hinein. Wenn er nur heute etwas zu essen hat, dann ist er schon zufrieden, die Zukunft sorgt er nicht. Deshalb findet man auch bei den Schwarzen in der Regel trotz aller Armut die größte Zufriedenheit. Diese großen und kleinen Kinder lachen und scherzen, als ob alle Tage Sonntag wäre.

Ein anderesmal kam ein Mann hierher und ließ um Medizin für sein krankes Weib. Die Sache schien mir bedenklich zu sein, und da mir der Mann erklärte, sein Kraal liege in ziemlicher Nähe, entschloß ich mich mit ihm zu gehen. Ich sammelte also unsern alten Stationsgaul, steckte etwas Leinwandzeug und Medizin in die Tasche und ritt fort. Es war schon ziemlich spät am Nachmittag. Nachdem wir etwa eine Stunde zusammen geritten waren, fragte ich, ob denn der Kraal noch nicht bald in Sicht käme? Gelassen deutete mein einsilbiger Begleiter in ein großes Tal hinab.



Eigentum Photogr. Atelier Marlannhill.

#### Christliche Familie ihr Mittagmahl bereitend.

sprach er, sich fortan mit einem Weibe begnügen zu wollen, denn er hatte gehört, daß dies nicht bloß eine willkürliche Forderung der christlichen Missionäre sei, sondern ein Gesetz des großen Schöpfers Himmels und der Erde. Da er auch sonst guten Willen zeigte und die Krankheit schon bedenklich vorgeschritten war, ging ich auf sein Verlangen ein und erteilte ihm die hl. Taufe.

Er dankte mir in rührender Weise für alles, bat dann aber zum Schluß um einige Lebensmittel für sich und seine Kinder. Ich versprach ihm, von der Station das Nötige schicken zu lassen, denn es herrschte, da der Mann schon lange krank darniederlag und nichts mehr arbeiten konnte, die größte Armut in dem Kraal. Dazu machte sich gerade eine ganz empfindliche Kälte fühlbar; denn es war mitten im Winter und auf den Drakensbergen lag Schnee. Dennoch aber sah ich nirgends einen Vorrat an Holz. Seine beiden Weiber hätten wohl solches herbeischleppen können, hatten es aber offenbar unterlassen. So ist eben der Kaffer,

wir nach einer weiteren halben Stunde glücklich waren, machte er eine neue Handbewegung, nur jetzt diesmal sein Finger nach oben. Auf der Höhe angekommen, wies er hinüber nach einem zweiten Berg rücken. Endlich, endlich — die Sonne war inzwischen schon untergegangen — waren wir am Ziel.

Da saß nun die Frau, die ich todkrank wähnte, müdlich am Herdfeuer, und neben ihr zwei Kinder, ebenfalls die schwarzen Hände über das Feuer hielten, denn es war ziemlich kalt und Kleider schienen den beiden Jungen nicht zu haben; an diesem Abend wenigstens hatten sie nicht schwer daran zu tragen. Ganz umsonst war ich übrigens doch nicht gekommen. Die Frau hatte eine böse Kopfwunde, die gereinigt und verbunden werden mußte.

Als ich ihr den Liebesdienst getan, hörte ich im ganzen Kraal nicht nur kein Wort des Dankes, sondern der Mann bettelte mich noch obendrein um Geld an; auch weigerte er sich, mich nach Hause zu begleiten.



ten, obichon er dies beim Weggang von der Station ausdrücklich versprochen hatte. So dankt der heidnische Kaffier. Nun, ich tröstete mich damit, daß ich den weiten Hitt Gott zu lieb gemacht hatte. Vielleicht kommen diese Leute im Laufe der Zeit noch zum christlichen Glauben und dann wird von selbst eine andere Gesinnung in ihren Herzen Platz greifen.

Unsere Schuljungen in Lourdes hatten vor einiger Zeit die Erlaubnis bekommen, an einem schönen Feiertag auf die Jagd gehen zu dürfen. Bruder Jodok, ihr Lehrer, begleitete sie. Das war nun eine Freude und ein Jubel ohne gleichen! Schon beim bloßen Gedanken an die zu hoffende Beute lief ihnen das Wasser im Munde zusammen. Denn das Wort „Fleisch“ elektrisiert jeden Kaffier, den jungen wie den alten.

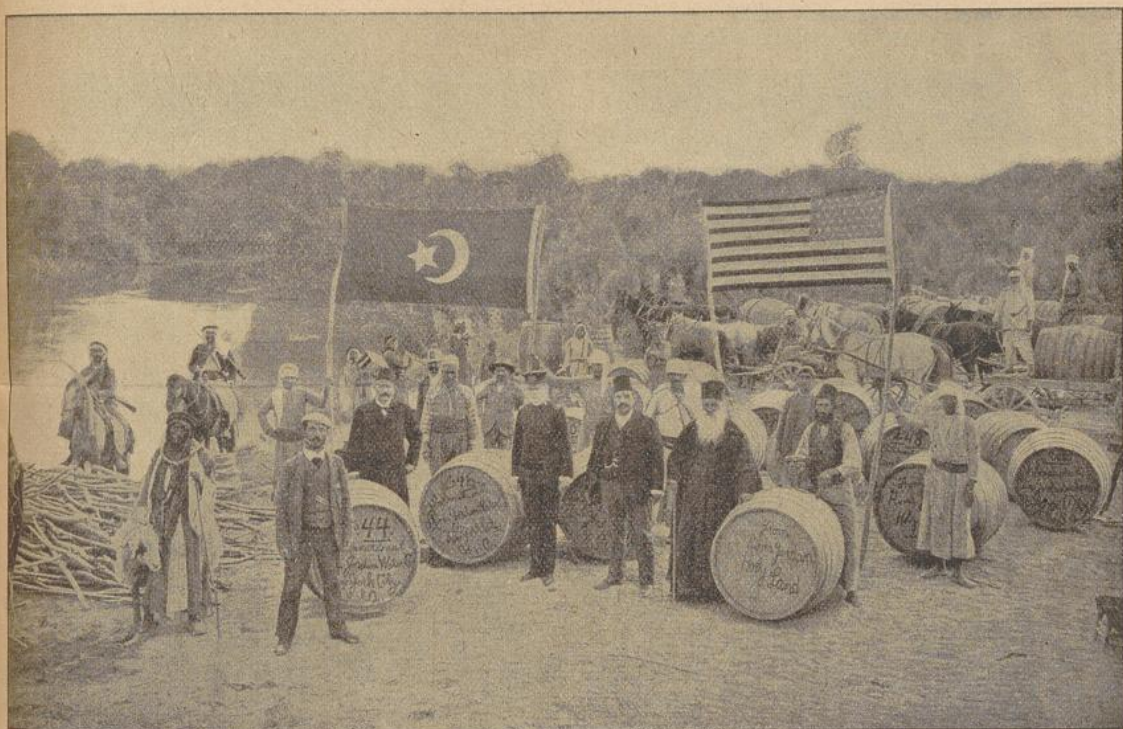
zur Strecke zu bringen. Der Knabe hatte im Spital zu Lourdes noch geraume Zeit an seinen Wunden zu leiden, deshalb wird er aber bei der nächsten Jagd doch wieder den Tapferen spielen, denn alte Liebe rostet nicht.

### Buntes Allerlei.

Von Br. Dionys.

(Schluß)

Maria Katschig. — Bezüglich der Taufenamen sind unsere Schulkinder so ziemlich im Klaren. Schon als Katechumenen haben sie die bekannten Volksheiligen kennen gelernt, und wenn die Zeit der hl. Taufe naht, so bitten sie nicht selten, man möge ihnen



Die Verendung von Wasser aus dem Jordansflusse zu Taufzwecken.

Amerikanischer Geschäftsmann hat sich die sehr einträgliche Aufgabe gestellt, Jordanwasser zu Taufzwecken auch nach Amerika zu importieren, wo enorme Summen dafür bezahlt werden. Das Wasser wird dem Jordan an der Furt el-Helu entnommen, an der nach der biblischen Ueberlieferung Johannes der Täufer den Heiland taufte. Es sei noch erwähnt, daß auch alle Kinder des deutschen Kaisers und auch sein Enkel mit Jordanwasser getauft wurden.

Gewöhnlich begnügen sich unsere Schuljungen mit der bloßen Mäusejagd, heute aber durften sie im afrikanischen Urwald Jagd auf eigentliches Wild, auf Rehe und Springböcke, machen. Als Waffen hatten sie allerdings bloß Stöcke, Keulen und Wurfspeere, doch etwas anderes konnten sie auch gar nicht verlangen.

Also der Spaß war groß, sollte aber diesmal nicht ohne Unfall abgehen. Die Knaben hatten nämlich einen mächtigen Springbock — die Kaffern nennen ihn Infonta — aufgetrieben und mit ihren Messern leicht verwundet. Wie nun das Tier sah, es gehe auf Leben und Tod, wandte es sich furchtlos gegen seine Angreifer und brachte einem der Knaben mit seinen scharfen, spitzen Hörnern zwei tiefe Wunden im Rücken bei, bis es endlich dem Bruder Jodok gelang, das wütende Tier durch einen wohlgezielten Schuß

den Namen dieses oder jenes Heiligen, für den sie eine besondere Vorliebe hegen, beilegen. Nach der Taufe aber sind sie so stolz auf diesen neuen christlichen Namen, daß es niemand mehr wagen darf, sie noch mit dem alten heidnischen anzureden.

Anderes jedoch bei den Alten, oder überhaupt bei all denen, die keinen Schulunterricht genossen haben. Ihnen ist der neue Namen so fremd und ungewohnt, daß sie nicht selten jüngere Leute fragen müssen, wie sie denn eigentlich heißen, denn sie können sich den schweren Namen nicht merken, den ihnen der Priester bei der hl. Taufe gegeben hat. Ferner kommt es vor, daß sie gar nicht reagieren, wenn man sie beim neuen Namen ruft. Sie hören den Ruf wohl, allein sie denken nicht daran, daß sie damit gemeint seien. „Engelbert, Engelbert!“ rief ich jüngst so einem Alten



zu; doch er arbeitete ruhig weiter, ohne auf meinen Ruf zu achten. Als ich ihn aber bei seinem alten Namen Ekehané nannte, drehte er sich sofort um. Begreiflich. Sein ganzes Leben lang, 50 und 60 Jahre hindurch, hat er Ekehané geheißt und niemand hat ihn anders genannt, und nun soll er auf einmal Engelbert heißen. Das braucht Zeit, bis so etwas in seinen alten Kopf hineingeht. —

Wer die Schwarzen nicht näher kennt, meint vielleicht, sie seien geistig so beschränkt, um nicht zu sagen stupid, daß ein Weißer kaum mit ihnen verkehren könne. Doch das ist keineswegs der Fall. In ihren Sachen sind sie oft klüger als wir, und ist schon mancher Europäer schmähslich von ihnen hintergangen worden, weil er es an der nötigen Berechnung und Vorsicht fehlen ließ. Daß ihnen vielfach unsere moderne Kultur noch fremd ist, und daß sie sich in solchen Sachen oft unge-

nicht, wie sie sich in ihren Verhältnissen hätte behelfen können, um in allweg Pflicht der Gafifreundschaft zu genügen. —

Auch wirkliches Interesse für den Glauben an die übernatürlichen Güter unserer heiligen Religion findet man bei diesen Neubekehrten. Es ist dies um wichtiger, da vielfach behauptet wird, dem Schwarzen sei der Christenglaube und alles, was damit zusammenhängt nur etwas Außerliches, mechanisch Angeleertes, den er wie ein Kleid wegwerfe, sobald er ihm lästig und unbequem werde. Daß es solche Fälle gibt, gebe ich zu. Schwache, unbeständige Charaktere gibt es überall und leider finden sich auch bei uns Leute genug, die das Zeitliche und Materielle mehr ans Herz gewachsen ist, als das Geistige und Ewige. Doch hierin ist der Kaffer nicht allein. Was ich erzählen wollte, folgendes:



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

#### Sagopalme im Obstgarten von Mariannhill.

Gattung aus der Familie der Cycadaceen, die Krone bilden schöne, fiederförmig geteilte, lederartige, wedelförmige bis 2 Meter lange Blätter. Man kennt 15 verschiedene Arten, einige liefern ein sehr starkmehereiches Mark, aus welchem Sago bereitet werden kann.

schickt und lächerlich benehmen, ist klar, doch mancher von ihnen weiß sich auch hierin schnell ins Richtige zu finden.

So kam ich jüngst in Geschäftssachen zu der abgelegenen Hütte einer jungen Kaffernfrau. Obgleich ich ganz unerwartet bei ihr eintrat, zeigte sie nicht die geringste Verlegenheit. Sie bot mir zunächst einen Rohrstuhl an, bat mich, sie für ein paar Augenblicke zu entschuldigen, ging dann in die Küche und kam nach wenigen Minuten mit einem Topp Tee und etwas Brot zurück. Da ich keinen Tisch im Hause sah, glaubte ich, sie würde mir ihr Gericht am Boden auf einer Matte servieren. Doch nein, gelassen holte sie aus der Ecke eine Kleiderkiste hervor, stellte sie in die Mitte und bedeckte sie mit ihrem roten Sonntagsrock, worüber sie als Extragarnitur noch ein gestreiftes Handtuch legte. — Ich war erstarrt, denn ich wußte

Eines Tages sah ich um 3 Uhr früh, als ich mit den übrigen Brüdern zum Offizium in die Kirche gehen wollte, im Schulkloster der Knaben ein Licht und als ich näher hinzu trat, hörte ich jemand lesen. Das fiel mir auf, denn ohne spezielle Erlaubnis darf keines unserer Kinder früher aufstehen, andere und noch weniger sich einer brennenden Lampe bedienen.

Ich trat also ein und fand zu meiner Verwunderung unsern erst seit einigen Wochen getauften Bernar im Lesen der biblischen Geschichte begriffen. Er war so in seine Lektüre vertieft, daß er meinen Eintreten gar nicht bemerkte. Erst als ich ihn mit lauter Stimme beim Namen rief, schaute er verwundert auf. Auf die Frage, weshalb er denn nicht schlafte, wie die anderen und in der Nacht ferne, schaute er mich groß an und entgegnete: „Mufizi luto utulala, nga singazi izind-



zika Mkulunkulu! Schlafen nützt nichts, solange wir Gott nicht kennen und was auf ihn Bezug hat!" — Die schöne Antwort frappierte mich derart, daß ich ihn unbehelligt weiter lesen ließ. Noch lange klangen seine Worte in meinem Geiste nach und boten mir überreichen Stoff zur frommen Betrachtung. —

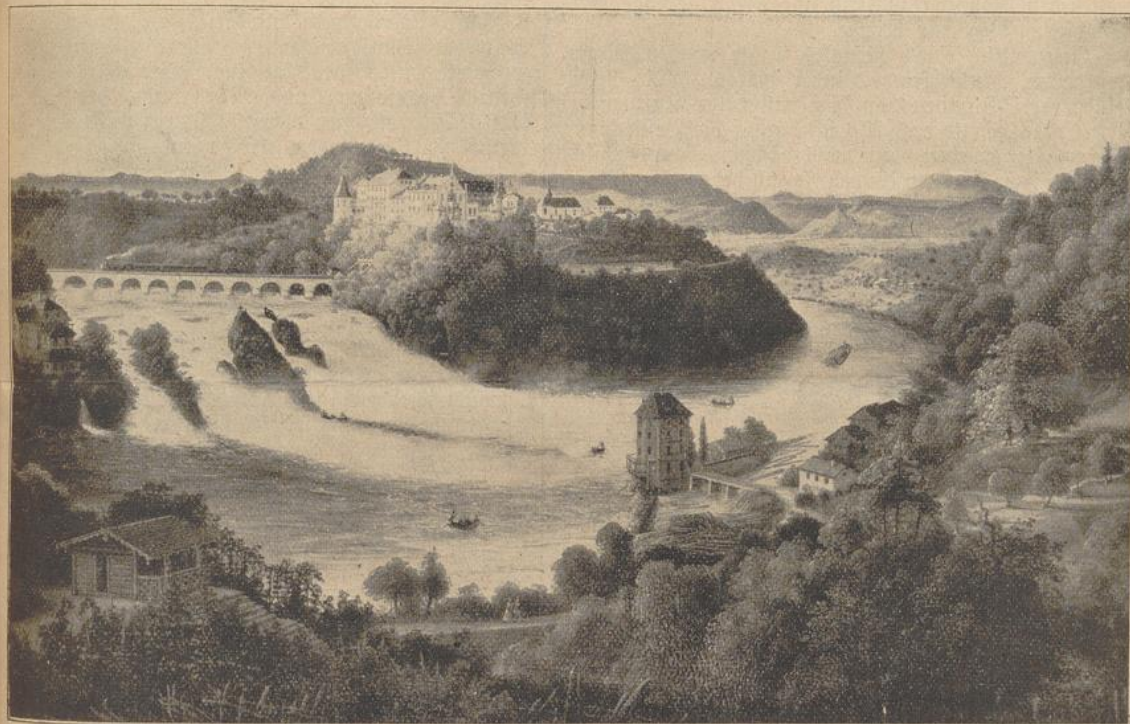
Wenn wir zeitweilig unsere Kinder loben, so wollen wir dabei andererseits nicht leugnen, daß auch Fehler unter ihnen vorkommen. Wo eben Menschen sind, geht's menschlich her. Gerne wird aber ein Fehler verziehen, wenn man sieht, wie ein Kind ihn eingesteht und ihn zu bessern sucht. Aus vielen Beispielen nur eines:

Eines unserer Schulmädchen, das an Allerheiligen mit vielen anderen die hl. Kommunion empfangen

Mädchen durfte mit den übrigen zur hl. Kommunion gehen und hat sich seitdem recht gut gehalten.

Uebrigens, nicht nur Kinder, auch Erwachsene üben zuweilen unter den hiesigen Neubefehrten recht erbauliche Buße. Der interessanteste Fall, der mir vorkam, ist folgender:

Einige Kaffernweiber hatten auf der Station Brennholz gestohlen, d. h. die betreffenden hielten es für keinen Diebstahl. „Wir haben kleine Kinder," sagten sie, „die können wir, wenn wir im fernen Walde Holz holen, weder allein zu Hause lassen, noch auf unserm Rücken mitschleppen. Holz aber brauchen wir. Woher es nehmen? Nun, von der Station; da liegt es so schön aufgeschichtet da, und, was die Hauptsache ist, schwarze Kinder, unsere Kinder haben es gehackt



Schloß Lauffen.

Schlößchen Wörth.

Gesamtansicht des Rheinfalls und seiner Umgebung. Auf dem linken Ufer Schloß Lauffen mit den herrlichen Aussichtspunkten „Känzeli“ und „Fischenz“. Oberhalb des Falls die Eisenbahnbrücke der Linie Schaffhausen—Zürich.

solte, hatte sich einen ziemlich schweren Fehler zu schulden kommen lassen und wurde deshalb von der Güte der Erstkommunikanten gestrichen. Das Mädchen zählte sonst zu den fleißigsten der ganzen Schule, allein unser P. Missionar hatte guten Grund, hier ein warnendes Exempel zu statuieren. Alles Bitten und Weinen half da nichts.

Da ging das Mädchen, dessen Mutter jüngst gestorben war, zu deren Grab auf den Gottesacker hinab und gelobte zunächst der teuren Verstorbenen gründliche Besserung. Dann ging sie zum P. Missionar, bat ihn kniefällig um Verzeihung und erklärte sich bereit, ihren Fehler in der Schule öffentlich vor allen Kindern einzugestehen.

Bei solchen Zeichen gründlicher Besserung konnte der gute P. Missionar auch nicht länger auf seinem Verbote bestehen. Die Strafe ward also nachgelassen, das

und zurecht gemacht. Also können wir mit gutem Gewissen davon nehmen; das ist kein Diebstahl, sondern unser gutes, wohlverbürgtes Recht.“

Der P. Missionar dagegen war anderer Ansicht. Am nächsten Sonntag hielt er eine schöne Predigt über das 7. Gebot, sprach von der Pflicht der Restitution und legte nach dem Gottesdienst jeder Diebin als Buße auf, zwei Bündel Holz aus dem benachbarten Wald hierher zu bringen. Die Sache kam unerwartet, doch es half. Schon am nächsten Tage kamen die Schuldigen mit schweren Holzbündeln auf dem Kopfe daher und legten sie vor der Türe des P. Missionar nieder.

Somit wäre also die Sache abgetan gewesen; doch sieh, am folgenden Tag brachten sie nochmals zwei Bündel daher. Auf die Frage, weshalb sie mehr brachten, als gefordert worden, sagten sie, daß eine junge Frau, die jüngst gestorben, auch von dem Stationsholz



genommen habe, und daß sie nun an ihrer Stelle Schadenersatz leisten wollten. — Gewiß ein schöner Zug, der so recht zeigt, wie tief der wahre Glaube in den Herzen dieser Neuchristen schon Wurzel gefaßt hat.

Als weiteren Beweis hierfür kann ich zum Schluß eine ganze Familie anführen. Der Vater, früher ein protestantischer Lehrer und jetzt einer unserer besten Katholiken, ist seit Jahren gelähmt und beständig ans Krankenlager gebunden. Trotzdem ist er immer, so oft ich zu ihm komme, heiter und zufrieden und bekundet für den Fortschritt unserer Mission und die Interessen der katholischen Kirche überhaupt einen Eifer, der mir in Erstaunen setzen kann. Seine Frau ist ihm in jeder Beziehung ebenbürtig. Obwohl sie ihre große Familie und den kranken Mann zu versorgen hat, kommt sie fast jeden Sonntag zu Fuß auf einem beinahe vierstündigen Weg zur Kirche.

Gelegentlich eines Besuches fragte ich den Mann, wo denn heute seine Kinder wären. „Die helfen einem drei Stunden von hier entfernten Farmer bei der Ernte,“ sagte er. Als ich darauf die Befürchtung äußerte, sie würden dann wohl nächsten Sonntag nicht in die Kirche kommen können, sprach der wackere Mann in heller Entrüstung: „Wenn meine Kinder so weit gehen können, um sich etwas Geld zu verdienen, dann können sie auch noch etwas weiter in die Kirche gehen!“

Ich dachte, mancher weiße Familienvater könnte an diesem schwarzen Neubefehrten ein Beispiel nehmen.

### Aus „Modernes ABC“ von P. Brors, S. J.

Mit Erlaubnis des Verfassers.

(Fortsetzung.)

#### Bartholomäusnacht.

Im August bejährt sich's, daß in Frankreich die grausige Bluthochzeit gefeiert wurde. Die unter dem Namen „Bartholomäusnacht“ bekannt ist. Die Gegner wollen dafür die kathol. Kirche verantwortlich machen. Das ABC von Brors gibt darüber folgende authentische Aufklärungen:

Die Ermordung der Hugenotten (französisch. Protestanten) in der Nacht vom 23. zum 24. August 1572 zu Paris ist eine Bluttat, die der katholischen Kirche einzig und allein zur Last fällt. „Denn die Bartholomäusnacht ist das Werk Karls IX., der völlig in den Händen der Jesuiten war“ (Versammlung des evangelischen Bundes zu Erfurt 8. 12. 1890), und der Papst hat vorher von dem Plane gewußt, ihn gebilligt und nach erhaltener Nachricht ein feierliches Tedeum singen lassen.

N. An der ganzen Behauptung sind nur die ersten und letzten Worte wahr: Die Ermordung und das Tedeum. Alles andere ist unwahr und böswillige Verleumdung.

Katharina von Medici, die Mutter des Königs Karl IX. von Frankreich, fürchtete die wachsende Macht des Führers der Hugenotten, Coligny. Selbst Karl IX. neigte zu Coligny hin. Damit wuchs die Macht Colignys und der Hugenotten — die schon in den kurz vorher inszenierten Religionskriegen 50 Kathedrales und gegen 500 andere Kirchen geplündert, verwüstet und vollständig zerstört hatten; der Graf von Montgommery hatte auf einmal 3000 Katholiken, darunter Greise, Weiber und Kinder, ganz kaltblütig hinschlach-

ten lassen. — Ein Attentat auf Coligny am 22. August mißlang. In ihrer Angst vor den Drohungen der Hugenotten faßte Katharina den Plan, alle Häupter dieser rebellischen Partei ermorden zu lassen, wozu nach hartem Kampfe die Zustimmung des Königs gelangte. Sofort am andern Tage wurde der Plan ausgeführt in der Nacht vom 23. zum 24. August (des hl. Bartholomäus.) Von Paris ging die Nachricht alsbald in die anderen Städte, wo von den Katholiken mehrfach ein ähnliches Blutbad angerichtet wurde. Zahl der Ermordeten wird von einigen auf 1000 von anderen auf 10 000 angegeben. Die protestantischen Pastoren stellten eine Liste der Ermordeten auf und gaben die Zahl auf 786 an.

„Verdoppeln wir“, sagt der berühmte protestantische Geschichtsschreiber John Lingard (Ann. G. 8. Band) „verdoppeln wir diese Zahl, so sind wir der Wahrheit ziemlich nahe.“ — Am 17. August war Hochzeit zwischen dem Calviner Heinrich von Navarra (dem Thronfolger) und Margaretha, der Schwester Karls IX., vollzogen worden. Daher wird diese Bluttat die Pariser Bluthochzeit genannt.

War Karl IX. in den Händen der Jesuiten? Durchaus nicht, er neigte sehr zu Coligny hin. War Karl IX. der Anstifter der Bluttat? Nicht, sondern die ehrgeizige Katharina von Medici, in deren Fürstenhaus die Lehre Machiavelli's herrschte, nach welchem dem Fürsten jedes Mittel zu seinen politischen Plänen erlaubt ist. Wußte Rom von dem Plan? Selbst die meisten protestantischen Historiker, die sich eingehender mit der Veranlassung zur Bartholomäusnacht beschäftigt haben, schließen religiöse Beweggründe und eine Mitschuld Roms aus. So R. Baur, Hagenbach, Polenz usw.

Döllinger sagt: „Bekannt ist, daß Plan und Ausführung der Bartholomäusnacht ihr (Katharina) zumeist angehören.“ (M. dem. Vorträge I. 328). Und der bekannte Geschichtsschreiber Ritter — der, nebenbei gesagt, nicht katholisch ist — gibt genau unsere Darstellung an. Er sagt: „Coligny, an der Spitze der schlagfertigen Hugenottenpartei, hoffte den Krieg (gegen das kathol. Frankreich) durchzuzwingen, die Königin-Mutter dagegen kam immer entschiedener auf den Gedanken des Friedens mit Spanien zurück. Beide stritten sich um die Herrschaft über das Gemüt des elenden Karl IX. Nun der Streit dahin führte, daß Katharinas bisherige kleine Herrschaft gefährdet war, gab es für sie keine Rücksichten mehr. Sie versuchte sich des Königs durch einen Mordanschlag zu entledigen. Der Anschlag ging fehl, die nächste Folge desselben war, daß man sich jetzt erst recht vor der Aussicht auf einen neuen Aufstand der Hugenotten befand. Da war Katharina ihren Gegnern den Vorstoß nicht lassen, sie wollte auch die günstige Gelegenheit, welche aus Anlaß der Hochzeit ihrer Tochter Margaretha und König Heinrich von Navarra die Blüte des reformierten Adels nach Paris geführt hatte, nicht der Hand geben. Und so erfolgte auf ihre Anstiftung unter eifriger Teilnahme des Herzogs von Anjou, der Zustimmung des in letzter Stunde fortgerissenen Königs, in der Bartholomäusnacht vom 23. und 24. August jener entsetzliche Versuch... die reformierte Partei in einem Massenmord zu vernichten.“ (Die Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation 439).

(Fortsetzung folgt.)



## St. Josephsgärtchen.

### Mariä Heimsuchung.

(Fortsetzung.)

Einmal sah ich, daß am Abende Maria und Elisabeth nach dem Landgut des Zacharias gingen. Sie hatten kleine Brote und Früchte in Körbchen mitgenommen; sie wollten die Nacht dort bleiben.

Josef und Zacharias folgten nach. Bei ihrem



Aus B. Kählen's Kunstverlag in M. Gladbach.

Eintritt sah ich Maria ihnen entgegen gehen. Zacharias hatte sein Täfelchen bei sich; aber es war dunkel zum Schreiben, und ich sah Maria ihn anreden und ihm sagen, daß er sprechen sollte diese Nacht. Ich sah, daß er die Tafel wegsteckte und in der Nacht mit Josef sprach.

Ich habe es so gesehen und bin darüber erstarrt; da sagte zu mir mein Führer: Was ist denn das? und zeigte mir das Bild vom hl. Ovar, wie er seinen Mantel an die Sonnenstrahlen wie an einen Haken hängte. Ich erhielt nun die Weisung, daß ein lebendiges Vertrauen in Einsicht alles wesentlich und zur Substanz mache. Diese beiden Ausdrücke gaben mir einen großen inneren Aufschluß über alle Wunder.

Sie alle brachten die Nacht in dem Garten zu.

Sie saßen oder gingen paarweise, sprechend oder betend, hin und her und waren abwechselnd in dem kleinen Häuschen, zu ruhen. Es war Mondschein und ein schöner Sternenhimmel. Es war unbeschreiblich still und schön bei den heiligen Leuten.

Als der Sabbat begann, sah ich in einem schönen Raume in Zacharias Haus die Lampe anstecken und den Sabbat feiern. Zacharias, Josef und etwa noch sechs Männer aus der Gegend beteten unter der Lampe, um ein Kult stehend, auf dem Schriftrollen lagen. Sie



B. Kählen, M. Gladbach.

hl. Dominikus.

beteten ohne viele Bewegungen, nur manchmal verneigten sie das Haupt oder erhoben sie die Arme. Maria, Elisabeth und ein paar andere Frauen standen nebenan getrennt an ihrem eigenen Betorte.

Den ganzen Sabbat sah ich Zacharias in seinem Feierkleide, in einem langen, weißen Gewande mit nicht allzu weiten Ärmeln und einem breiten mit Buchstaben beschriebenen Gürtel, von dem Riemen niederhängen. Er zeigte Josef auch seinen Priestermantel, welcher sehr schön war. Es war ein weiterer, schwerer Mantel, weiß und purpurn durcheinander blügend und war auf der Brust mit drei Geschmeide-schlössern geschlossen.

Bald nach dieser Sabbatfeier trat Josef in einer stillen, sternenhellen Nacht in Begleitung des Zacharias seine Rückreise an. Josef trug ein Bündelchen bei sich, worin kleine Brote und ein Krüglein waren, und hatte seinen Stab, der oben gekrümmert war. Zacharias hatte einen langen, oben mit einem Knopf versehenen Stab. Bevor sie gingen, beteten sie und verabschiedeten sich dann von Maria und Elisabeth durch wechselseitige Umarmung. Sie schieden ruhig und heiter und auch die beiden Frauen begleiteten sie noch ein Stückchen. Dann wanderten sie allein durch die unbeschreiblich liebliche Nacht.

Josef und Zacharias brauchten zu ihrer Reise drei Tage; sie machten große Umwege und besuchten allerlei Leute.

Später sah ich Josef wieder zu Nazareth in seinem Hause. Annas Magd besorgte ihm alles und ging ab und zu von Anna. Sonst war Josef allein.

Die hl. Jungfrau aber blieb drei Monate, bis nach der Geburt des Johannes, bei Elisabeth und reiste dann wieder nach Nazareth zurück. Josef kam ihr die Hälfte des Weges entgegen, und nun bemerkte er, daß sie gesegneten Leibes war. Er aber äußerte sich nicht, sondern kämpfte mit seinen Zweifeln. Maria, welche dies vorausgesehen hatte, war ernst und nachdenklich, und dies vermehrte seine Unruhe. In Nazareth begab sich Maria zu den Eltern des Diakon Parmenas und blieb einige Tage dort. Die Unruhe Josefs stieg dermaßen, daß er, als Maria ins Haus zurückkehrte, sich entschloß zu fliehen. Da erschien ihm der Engel und tröstete ihn.

### Wir sind nicht besser.

„Sieh' doch, Papa, wie der arme Knabe auf der Straße mühsam aus dem Schnee in sein Körbchen die Kohlen aufliest, die von dem Wagen herabgefallen sind. Seine Eltern sollten sich statt dessen doch Kohlen kaufen und ins Haus fahren lassen.“ So sagte die kleine Else zu ihrem Vater, dem Fabrikdirektor Eisert, der mit ihr und ihrem Bruder Rudolph nach der Schule auf den Eisplatz gegangen war.



Es war an einem schönen Nachmittag im Januar, und sie befanden sich soeben auf dem Heimwege.

„Meinst Du, seine Eltern würden es nicht tun,“ sagte der Vater, „wenn sie die Mittel dazu hätten?“

Während dessen waren sie an den Knaben herangekommen.

„Dir sind die Finger wohl recht erstarrt, und der Korb wird Dir schwer,“ redete Rudolph den armen Kohlenjammler mitteilend an.

Dieser schaute verwundert auf. Der freundliche Ton dieser Worte des vornehm gekleideten Knaben tat ihm sichtlich wohl und er erwiderte:

Waschen das Nötigste verdient. Das ging, so lange gesund blieb. Wegen eingetretener Kränklichkeit wurde jedoch ihre Notlage jetzt drückend. Sie klammerte sich aber nicht, sondern hielt ihre Kinder zu Gebet, Glauben und Arbeit an. Schon das Kreuzigt und das Weihwassergefäß an der Tür zeigten, daß sich der vornehme Besuch in einer christlichen Familie befand.

Herr Eisert erkundigte sich näher, sprach der armen Frau Trost zu und gab ihr einen Geldbetrag für Kleinen und sonstigen Bedarf. Ein inniges „Vergelt Gott“ war für ihn und seine Kinder der Lohn dieses Samariterbesuches.

Das Gesehene und Gehörte hatte die beiden Kinder Eisert's einen tiefen Eindruck gemacht. Als der Vater zu ihnen aus dem Hause auf die Straße trat, sagte er: „Seht, Rudi, und ich wir sind gar nicht besser, als diese armen Leute, aber wir haben es doch besser. Dafür haben wir dem lieben Gott täglich dankbar zu sein und nach Möglichkeit dem notleidenden Nächsten beizustehen!“

### Bete und arbeite um das tägliche Brot.

Zu Lyon in Frankreich lebte vor mehreren Jahren ein Schuhmacher, welcher sein Handwerk mit großem Erfolge betrieb. Eines Tages brachte ihm eine Magd einer angesehenen Familie ein paar Stiefel zum Ausbessern. Er scherzend sprach sie beim Eintritt in seine Werkstatt:

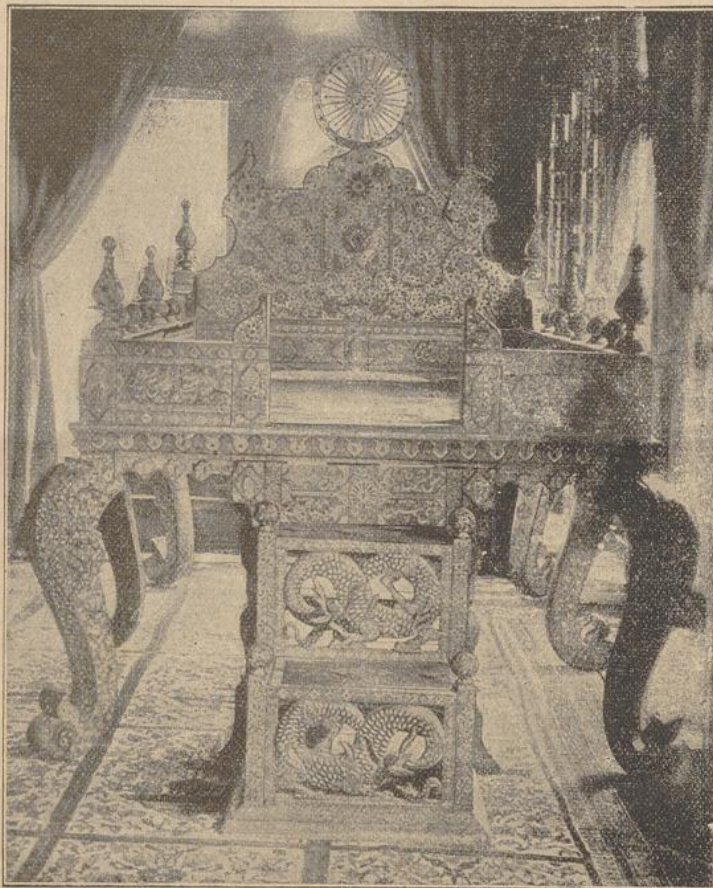
„Hier ist schon wieder ein Paar zerissene Stiefel; nein, was doch die gütigen Herren das Jahr für eine Menge durchtreten; doch ich will nichts darüber sagen, ihr Schuhmacher betet ja um's liebe Brot.“

„Wie! ich um's tägliche Brot beten?“ erwiderte der Schuhmacher höhnisch lachend, „das ist mir seit vielen Jahren nicht eingefallen, das brauch' ich nicht; ich muß mir mein täglich Brot selbst verdienen.“

Der Magd war es ganz unheimlich geworden ob solcher Rede, und sie ging ihres Weges.

Der Mann hatte schon vor mehreren Jahren solche Bücher in die Hände bekommen, die unter dem Schein der Aufklärung dem unkundigen Leser den Glauben an Gott und dem Christentum auf eine recht feine Weise allmählich aus dem Herzen reißen. Der eitle Handwerker wollte auch gern „aufgeklärt“ sein, wie der Verfasser jener Schriften. Wie er nun so über die Dinge belehrt und verführt war, da ging es auch bald in Gesinnung, in Handlung und Wort über. Aus dieser trüben Quelle stammte auch seine obige Rede an die Magd, die er bei Gelegenheit oft noch bei anderen wiederholte. Doch hören wir, was geschah.

Zwei Jahre nach dem erzählten Vorfall wurde der Mann krank; sein Uebel bestand in einer gewaltigen Anschwellung der Speiseröhre nach innen. Trotz aller ang-



Goldene Thron von Persien.

„Ach ja, es ist kalt, aber der kranken Mutter und den kleinen Geschwistern daheim würde es ohne Ofenfeuer noch kälter sein, darum sammle ich hier die abgerollten Kohlenstücke.“

„Wo wohnt Ihr denn?“ fragte Else den Knaben.

Direktor Eisert war ein braver Herr, und er freute sich der mildherzigen Gesinnung seiner Kinder, zu der er sie durch Wort und Beispiel angeleitet hatte.

Der arme Knabe gab die nahegelegene Wohnung an und erlaubte über die Absicht der vornehmen Leute, ihm dahin zu folgen.

Es sah dort recht ärmlich, aber so reinlich und nett aus, als die kranke Mutter es nur besorgen konnte. Seit dem Tode ihres Mannes hatte sie mit ihren Kindern viel geduldet und sich nur durch Nähen und



wandten ärztlichen Mittel nahm die Anschwellung der-  
art zu, daß er keinen Brotsamen mehr hinunterschlucken  
konnte. Ein einziger Tropfen Wasser, mit Wein ver-  
mischt, brachte ihm jedesmal einen Anfall von Er-  
stickung. Was hätte er darum gegeben, von einer Speise  
nur so viel hinunterschlucken zu können, als der Kopf  
einer Stednadel ist; allein er konnte es nimmer. Seit  
bereits zehn Tagen hatte er, im übrigen sonst gesund  
und stark, nicht mehr seine Gflust zu stillen vermocht.  
So lag er da, bald verlezend vor Durst, heiß-  
hungrig, dem schmerzlichen Tode nahe. Er rang die

Hände verzweiflungsvoll; seine früheren Spottreden  
kamen ihm jetzt immer und lebhaft in den Sinn, und  
öfter seufzte er auf: „Ach, ich hätte nun für alle Tage  
Brot genug; allein Gott, den ich aus dem Herzen  
verloren, hat seinen Segen von mir genommen! Kin-  
der, denkt an mich, Gott läßt seiner nicht spotten.  
Vater unser, gib uns heute unser tägliches Brot!  
Diese Bitte, liebe Kinder, vergesset nie!“

Nach kurzer Zeit starb er des Hungertodes, und selbst  
das Brot des Himmels, das hl. Abendmahl, konnte er  
nicht empfangen, obgleich er reumütig gestorben ist.

## Zur Unterhaltung und Belehrung.

### Aus Tschakas blutigen Tagen.

(Fortsetzung.)

#### 5. Kapitel.

#### In Tschakas Königstraal.

Pföplich öffnete sich das Tor des Kraaleinganges  
und daraus stürzte eine Anzahl Sultankrieger, die einen  
Gefangenen an den Armen vorwärts zerrten, hervor.  
Unter ihnen kam lachend ein riesengroßer Mann mit  
einem Leopardenfell über den Schultern; es beglei-  
ten ihn fünf bis sechs seiner Räte mit Ringen um  
die Köpfe; den Schluß bildete eine zweite Abtheilung  
von Krieger.

Als die Soldaten sahen, daß hier ein Kampf be-  
vorstehe, rannten sie auf uns zu und kamen zugleich  
mit unsern Verfolgern bei uns an.

„Wie könnt ihr es wagen, im Kraal des „Ele-  
fanten“ jemand zu töten?“ schrien sie unsere Gegner  
an. „Hier entscheidet der Elefant allein über Leben  
und Tod.“

„Wir sind die Söhne Makedamas“, entgegneten  
jene, „und folgten diesen Bösewichtern hier, die in  
unserm Kraal Zauberei trieben und mannigfachen Mord  
verübten. Seht, gleich da draußen liegen zwei von uns,  
die sie soeben mordeten und andere Leichen liegen den  
ganzen Weg entlang. Gestattet also, daß wir sie um-  
bringen.“



Stierkampf in einem persischen Dorf.

Nicht bloß in Spanien, sondern auch in Persien huldigt man vielerorts auf dem Lande dem Sport des Stierkampfes; während aber  
in dem ritterlichen Spanien der tapfere Stierkämpfer persönlich mit dem wilden Stiere auf Leben und Tod kämpft, machen sich die  
Perser viel bequemer, indem sie einfach zwei wilde Bullen auf einander loslassen.



„Bittet darum den Elefanten“, entgegneten die Soldaten, „und flehet dabei zugleich um Schonung eures eigenen Lebens.“

In diesem Augenblicke kam der große, gewaltige Chies daher und hörte eben noch die letzten Worte. Er war noch jung an Jahren, aber eine prächtige Erscheinung; um einen ganzen Kopf ragte er über alle empor und seine Brust war noch einmal so breit, als die eines gewöhnlichen Mannes. Auch seine Gesichtszüge waren nicht häßlich, aber ernst, und wenn er zürnte, schossen seine großen, schwarzen Augen förmliche Blitze.

„Wer wagt es“, fragte er mit finsterner Miene, „hier am Tore meines fgl. Kraales Staub aufzuwirbeln?“

„O Tschaka, großer Elefant“, entgegnete der Anführer der Soldaten, indem er sich zweimal tief vor ihm verbeugte, „die zwei fremden Krieger sagen, diese

unsere Verfolger aber zitterten nun vor Furcht und schrien laut um Erbarmen, denn einen solchen Richterspruch hatten sie nicht erwartet.

„Schneidet ihnen auch die Zunge aus“, sprach Tschaka, „im Sululande dulden wir kein solches Geschrei. Und das Mädchen dort scheint zu schlafen, schlägt es tot! Wie, ihr zögert und wollt euch so lange bestimmen. Gut, ich werde euch mit Honig anstreichen und über großen Ameisenhaufen an Pflöcke anbinden lassen, da werdet ihr dann Zeit genug haben über die Befehle eures Königs nachzudenken. Ich tötet zunächst diese beiden abgehakten Schakale dabei zeigte er auf mich und Baleka — sie scheinen müde zu sein und wollen offenbar lange, lange schlafen!“

Schon kamen die Krieger auf uns zu, als ich mich es wagte, den Mund zu einer Entgegnung



Persien ein Verfassungsstaat: Die Mitglieder des kürzlich zusammengetretenen ersten persischen Reichstages.

Nach langem Zögern entschloß sich der kürzlich verstorbene Schah von Persien Nuzasser, seinem asiatischen Reiche durch Heranziehung von Volksvertretern zur Regierungsarbeit eine Verfassung nach europäischem Muster zu geben. Persien hat damit Mecklenburg, den einzigen deutschen Staat, der noch keine Volksvertretung besitzt, übertroffen.

beiden Personen hier hätten ihnen viele Uebel angetan und sie wollten dieselben deshalb töten.“

„Gut“, sagte er kalt, „laßt sie die Bösewichter töten.“

„O, Dank dir, großer Chies!“ riefen nun freudig unsere Verfolger aus.

„Nur langsam“, fuhr der König zum Hauptmann gewendet fort, „wenn sie diese zwei Uebeltäter getötet haben, so steckt ihren Mördern beide Augen aus und laßt sie dann den heimatischen Kraal wieder aufsuchen die Elenden, die es gewagt haben, innerhalb der Grenzen des Sululandes eine Lanze zu erheben. Wie, habt ihr kein Wort des Lobes für euren König?“

Wie aus einem Munde schrien nun die Sulukrieger: „Ja, groß bist du und weise, o König, deine Gerechtigkeit ist hellleuchtend wie die Sonne und furchtbar wie der Blitz!“

öffnen. „O Tschaka“, rief ich aus, „ich bin Mopo und dies ist meine Schwester Baleka!“

Lautes Gelächter ertönte ringsum, Tschaka antwortete lachend: „Ich sage euch schönen guten Morgen, Mopo und Baleka, füge aber zugleich bei: „Gute Nacht!“

„O Tschaka“, unterbrach ich ihn, „ich bin Mopo, der Sohn des Makedama vom Stamme der Langen. Ich habe dir vor vielen Jahren, als wir beide noch Kinder waren, eine Kürbischale voll Wasser angeboten. Du nimmst sie nicht an, du sagst, du bist zu groß, du bist zu groß, und versprachst mir, mich zu beschützen und mir nie ein Leid anzutun. Siehe, nun bin ich da, und habe zugleich meine Schwester mitgebracht. Ich bitte dich, brich das Wort nicht, das du mir vor vielen Jahren gegeben hast!“

Wie ich so sprach, änderte Tschaka plötzlich sein Gesicht; er hörte mir gar aufmerksam zu und sagte dann



„Du hast die Wahrheit gesprochen, Mopo, sei mir willkommen! Du sollst als ein treuer Hund in meiner Hütte weilen und aus meiner Hand fressen.“ Von deiner Schwester aber jagte ich damals nichts, als ich deinem ganzen Stamme Rache schwor, sie muß also sterben!“

„O König,“ erwiderte ich, „weshalb willst du solch ein Mädchen töten? Ist sie nicht viel zu schön dazu? Auch liebe ich sie sehr und erbitte es mir als unverdiente Günst, ihr das Leben zu schenken!“

„Wendet das Mädchen um,“ sagte nun Tschaka, „damit ich ihr Gesicht sehe“; denn Baleka lag noch immer halb bewußtlos auf dem Angesichte.

„Auch hier hast du die Wahrheit gesprochen, Sohn des Makedama“, sprach der König. Gut, sie soll leben und meinen „Schwestern“ beigezählt werden. Doch nun erzähle mir deine ganze Geschichte, jedoch nur die lautere Wahrheit!“

Manchmal birgt ein stiller Erdenwinkel, fern ab der Hektik des Weltverkehrs, so viel Glück und Zufriedenheit, wie sie nicht in den Palästen gedeihen. In der Ortschaft Weesby im Kreis Tondern wohnen der 86-jährige Gastwirt Hans Dürbye und sein Bruder mit einer alten Haushälterin, und die drei Alten sind ein glücklich Kleefam, trotz ihrer Jahre Last. Frau Munika aber ist der Gast, der ihnen täglich die Grillen und Sorgen vertreibt, und ob ihrer Originalität sind die Deutschen weit und breit in ihrer Gegend bekannt. Wer die Wirtschaft besucht, dem fällt zuerst auf, daß auf einem Tisch eine kleine Tontanne brennt, wie man sie vor 100 Jahren gebrauchte. Im ganzen Haus befindet sich nämlich kein Streichholz. Weil einst durch Unvorsichtigkeit ein Brand im Hause ausgebrochen war, mußte es — so erzählt man — der Alte seiner Mutter schwören, keines dieser gefährlichen Gölzer je wieder ins Haus zu bringen. Neben dem Licht steht ein Glas mit zusammengewickelten Papierstreifen zum Anzünden von Zigarren u. s. w. Wer als Fremder des Weges kommt und fragt, ob's nicht auch Musik im Dorfe gäbe, dem wird alsbald eine Ueberraschung zuteil: es dauert nämlich nur wenige Minuten, so sind die Instrumente gestimmt und das Musizieren beginnt. Ein großer Wandersmann hat die so originelle Gruppe, die unser Bild zeigt, aufgenommen. Zuerst wollten die Alten hiervon gar nichts wissen. Als aber Nachbarn hinzukamen und den Plan kräftig unterstützten, wurde, allerdings unter großen Schwierigkeiten, eine photographische Aufnahme erzielt.



Ein Glück im Winkel. Phot. C. S. Thomsen in Flensburg.

Ich setzte mich nieder und erzählte ihm alles der Ordnung nach. Er unterbrach mich dabei mit keinem Wort. Als ich geendet hatte, sagte er mir das eine Wort: „Ist nur schade um den prächtigen Hund! Wäre er noch am Leben, so hätte ich ihn in die Hütte deines Vaters Makedama gesetzt und zum Chieff des ganzen Langenistammes gemacht.“

Darauf wandte er sich zum Anführer seiner Soldaten und sprach: „Ich nehme mein Wort zurück. Diese zwei Krieger des Langenistammes sollen nicht verstümmelt werden. Einer von ihnen soll sterben, der andere aber soll frei von hinnen gehen. Sieh, Mopo,“ sprach er dann zu mir, indem er auf den Mann zeigte, den man anfangs aus dem Kraal gejagt hatte, „hier ist ein elender Feigling. Gestern ließ ich durch meine Krieger einen Kraal da drüben aufbrechen; vielleicht hast du ihn am Herweg gesehen. Dieser Mensch nun griff im Verein mit drei anderen einen der dortigen Krieger an; es war ein wackerer Mann, denn er tötete drei von meinen Leuten. Da fürchtete sich nun dieser Hund hier, ihm Aug in Aug gegenüberzutreten, durchbohrte ihn von ferne mit einer Wurflanze und stieß nachher dessen Frau und Kinder nieder. Das war eine Feigheit! In ehr-

lichem Zweikampfe hätte er ihn überwinden sollen. Nun will ich ihm aber eine Ehre antun: er soll auf Leben und Tod mit einem der beiden Schweine aus deinem Saustall kämpfen. Dem Ueberlebenden aber will ich eine Botenschaft mit heimgeben in seinen Stall. Nun, ihr Söhne Makedamas, wählt, wer von euch will am Leben bleiben?“

Nun waren aber die beiden zwei leibliche Brüder; sie liebten einander sehr, jeder war bereit, für den anderen einzutreten und somit traten beide vor, entschlossen, mit dem Sulu zu kämpfen.

„Wie?“ sagte Tschaka, „haben diese Schweine gar noch ein Ehrgefühl im Leibe? Doch, ich will die Sache kurz abmachen. Seht hier diesen Mpagai in meiner Hand; ich werfe ihn in die Luft, fällt er so auf, daß die Spitze nach oben schaut, so ist der größere von euch zweien frei, schaut aber der Schaft nach oben,

dann der kleinere. Er warf den Speer und sieh, der Schaft schlug zuerst auf den Boden auf.

„Komm her,“ sagte nun Tschaka zum größeren der beiden Brüder, „geh schnell heim zum Kraale Makedamas und sag ihm: Also spricht Tschaka, der Löwe des Suluvolkes: Vor vielen Jahren verweigerte mir dein Stamm eine Schale Milch; heute aber heult Mopo, dein Sohn, als Hund auf deinem Dache. Fort von hier!“

Der Mann bot seinem Bruder die Hand zum Abschied und eilte dann schleunigst fort, den Seinen die böse Kunde zu überbringen; denn es gilt bei den Sulus als ein böses Omen, wenn ein Hund auf ein Dach steigt, und jeder weiß deshalb auch, was die Drohung bedeutet: „Es heult ein Hund auf deinem Dache!“

Nun befahl Tschaka seinem Krieger, mit jenem zu kämpfen, der nun von allen unseren Verfolgern als der letzte zurückgeblieben war. Sie ließen zuerst den König hochleben und gingen sodann auf einander los. Das Ende des Kampfes war, daß mein Stammesgenosse siegte, der andere aber getötet wurde. Ich freute mich aufrichtig darüber; denn nun war der Tod jener

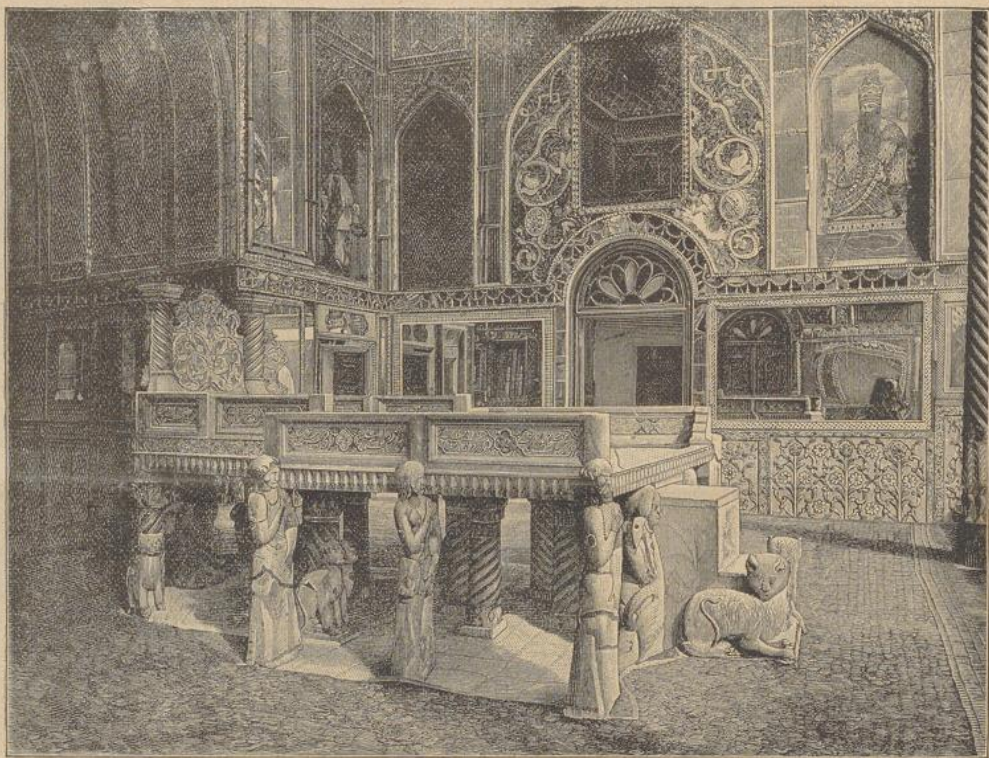


armen Frau und ihrer Kinder, die wir tags zuvor in jenem Kraale gefunden hatten, gerächt.

Der Stammverwandte war Sieger; kaum war er jedoch wieder ein wenig zu Atem gekommen, so mußte er mit fünf Sulukriegern auf Leben und Tod rennen. Er tat es und machte dabei wie ein Hase solche Sprünge, daß er zuletzt glücklich seinen Verfolgern entkam. Tschaka befandete nicht den geringsten Unwillen darüber, sodaß mir unwillkürlich die Vermutung kam, er habe seinen Kriegern einen Wink gegeben, ihn entweichen zu lassen. Denn, so grausam Tschaka auch war, so ehrte er Tapferkeit und Mut überall, sogar an seinem Gegner. —

Tagen folgten die Nasgeier zu Tausenden unsere Kriegsheeren, und in der Nacht stahlen sich die Jönn in förmlichen Heerden in unsere Nähe, und wahrlich nicht umsonst, sie wurden alle satt. Wie werde ich den Tag vergessen, da ich zum ersten Male in der Schlacht an Tschakas Seite stand; es war kurz darnach, als er an südlichen Ufer des Umhlatuze seinen großen Kraal gebaut hatte. Damals griff der Chieff Zwide seinen Valen Tschaka zum dritten Male an, und dieser schied rüdte seinem Gegner mit zehn vollen Regimenten (30,000 Mann), die damals alle zum erstenmale mit dem kurzen Stoß-Missagai bewaffnet waren, entgegen.

(Fortsetzung folgt.)



Audienzzimmer des Schah von Persien.

So wohnte ich nun fortan mit Baleka in Tschakas Königskraal. Baleka nahm er unter die Zahl seiner Weiber auf, die er, wie bemerkt, seine „Schwestern“ nannte; ich aber wurde sein Leibarzt. Es war dies einer der höchsten Ehrenposten, und ich wurde mit den Jahren reich an Vieh und Weibern. Doch das Amt hatte auch seine Gefahren. Es war nichts angenehmes, bei Tschaka Arzt zu sein. Fühlte er sich leiblich oder geistig unwohl, und verstand der schnell herbeigerufene Doktor es nicht, ihm rasch die gewünschte Hilfe zu bringen, so ließ ihn Tschaka einfach niederstechen. Ich selbst fuhr gut mit ihm, denn erstens war ich in meiner Kunst wirklich Meister, und zweitens hatte er mir Schonung zugeschworen. Zuletzt kam es soweit, daß ich der beständige Begleiter des Königs war. Ich schlief in der Nähe seiner Hütte, saß hinter ihm im Kate und kämpfte an seiner Seite in der Schlacht.

In der Schlacht! Ja, damals gab es noch Schlachten! Da verstand man sich auf den Kampf! In jenen

### Persisches.

Am 8. Januar ds. Js. starb Muzaffer-ed-Din der Schah oder König von Persien, durch seine europäischen Reisen auch in Deutschland eine bekannte Persönlichkeit. Sein Sohn und Nachfolger „Mohammed Ali Mirza, bestieg am 2. Februar den goldenen Thron (siehe Bild.) Persien wurde bis gegen Ende vorigen Jahres autokratisch regiert, d. h. wie auch vor kurzem das angrenzende Rußland, ohne Parlament oder Volksvertretung. Erst seit Dezember 1906 existiert nun auch in Persien ein Parlament. — Mancher Leser mag es vielleicht interessieren, ein paar Notizen über dieses orientalische Land zu vernehmen. Die Größe wird auf 1,645,000 Quadratkilometer angegeben (mehr als 20mal größer als Bayern), mit 6–9 Millionen Einwohnern. (Eine Volkszählung existiert nicht). Das Land weist viele dürre Gegenden auf, doch auch sehr fruchtbare und dazu Gebirge bis zu 6000 Mtr. Höhe. Unter der Tierwelt sind neben



Löwen, Leoparden, Bären, u. besonders erwähnenswerth wilde, kräftige Schafe und wilde Esel, als Haustiere das Kameel, Pferde und gewaltige Schafherden. Bienenzucht findet sich allgemein im ganzen Lande. — Das Volk setzt sich aus verschiedenen Stämmen zusammen und steht noch auf einer sehr niedrigen Kulturstufe. Obligatorischer Schulunterricht ist dort etwas Unbekanntes. Einzig die Architektur hat sich emporgeschwungen und weist prächtige Bauten auf, obwohl die große Masse der Gebäude auf dem Lande allerdings noch immer erbärmliche Lehmhütten sind. Zur Ausfuhr gelangen Rohseide, Tabak, Opium, Teppiche u. s. f.; Industrie und Handel sind aber gehemmt infolge Mangels von Verkehrswegen, sowie der geringen Ermüdung seitens der Regierung, der allgemeinen Unwissenheit der Verhältnisse und schlechten Finanzverwaltung wegen. Der Religion nach sind über neun Zehntel aller Bewohner Muhammedaner und zwar Schiiten und als solche geschworene Feinde der Sunniten (Türken und Araber). In der höheren Gesellschaft herrscht Vielweiberei. Originell ist die Verfassung, daß bei Heiraten das von der Frau mitgebrachte Vermögen ihr verbleibt, wenn sie sich aber von ihrem Manne trennt (was sie nach dem Gesetze sehr leicht tun kann), so geht ihr Vermögen auf den Mann über. — Die Hauptnahrung des Volkes ist Pflanzentofel. Fische und Stühle gibt es nicht, die Speisen werden in kupfernen Geschirren auf den Teppich gestellt und jeder greift mit den Fingern zu, da auch Löffel und Gabel nicht zum notwendigen Hausmobiliar gehören. Hierbei hocken alle auf ihren Fersen und essen schweigend. Nach der Mahlzeit raucht man die Wasserpfeife und die Unterhaltung beginnt. Die persische Sprache klingt melodisch, die Leute sind im ganzen höflich, voll Komplimente, aber auf ihr Wort ist kein Verlaß. Der Gruß beim Eintreten besteht darin, daß man die rechte Hand auf die linke Brust legt und das Haupt neigt. — Das Wenige, was in dem großen



Muzafer-ed-Din,  
Schah von Persien, gest. 8. Jan. 1907.

Reiche an Fortschritt, Telegraphen und Posten, existiert, ist von Europäern ins Leben gerufen worden, wie auch das unbedeutende Heer von zirka 60 000 Soldaten (östr. Uniform) von europäischen Offizieren gedrillt wird. Eine Flotte existiert nicht. — Bisher wurde eine Grundsteuer von ca. ein Drittel der Ertragnisse eingetrieben, wobei Expropiationen von Seiten der skrupellosen Beamten fortwährend Erbitterung hervorriefen. Staatsschulden existieren nicht, im Gegenteil besteht ein Kronschatz von vielen Millionen. Die Geschichte des Landes reicht bis ins 9. Jahrhundert vor Christus zurück; die Glanzperiode des Reiches war von etwa 540—480 vor Christus, in welcher Zeit Persien ganz Vorderasien, Griechenland und Ägypten eroberte. Noch aus der Schulzeit her kennen wir uns des persischen Heerführers Xerxes, welcher mit einem ungeheuren Heere (angeblich 2—3 Millionen), die freilebenden Griechen um jeden Preis wieder unterjochen wollte, aber in der Schlacht bei Salamis unterlag und zur Rückkehr gezwungen

wurde. Von da an begann unaufhaltbar der Verfall des Reiches, und selbst heute noch ist wenig Aussicht zu einer baldigen Besserung vorhanden, denn aus Teheran (der ca. 1200 Mtr. hoch schön gelegenen Hauptstadt Persiens), wurde unlängst berichtet, daß

zwischen den gemäßigten Parteien, die die Verfassung nach den Prinzipien des Korans ausgeführt haben wollen, und den Extremen, die auf dem Buchstaben der Verfassung bestehen, blutige Kämpfe in fast allen Städten im Gange sind. In Tabris sind zwei hervorragende Gemäßigte von den Extremen getötet worden. Andere Mordtaten werden aus kleineren Städten berichtet. Die



Muhammed Ali Mirza,  
der neue Schah von Persien,  
Kronung 2. Febr. 1907.

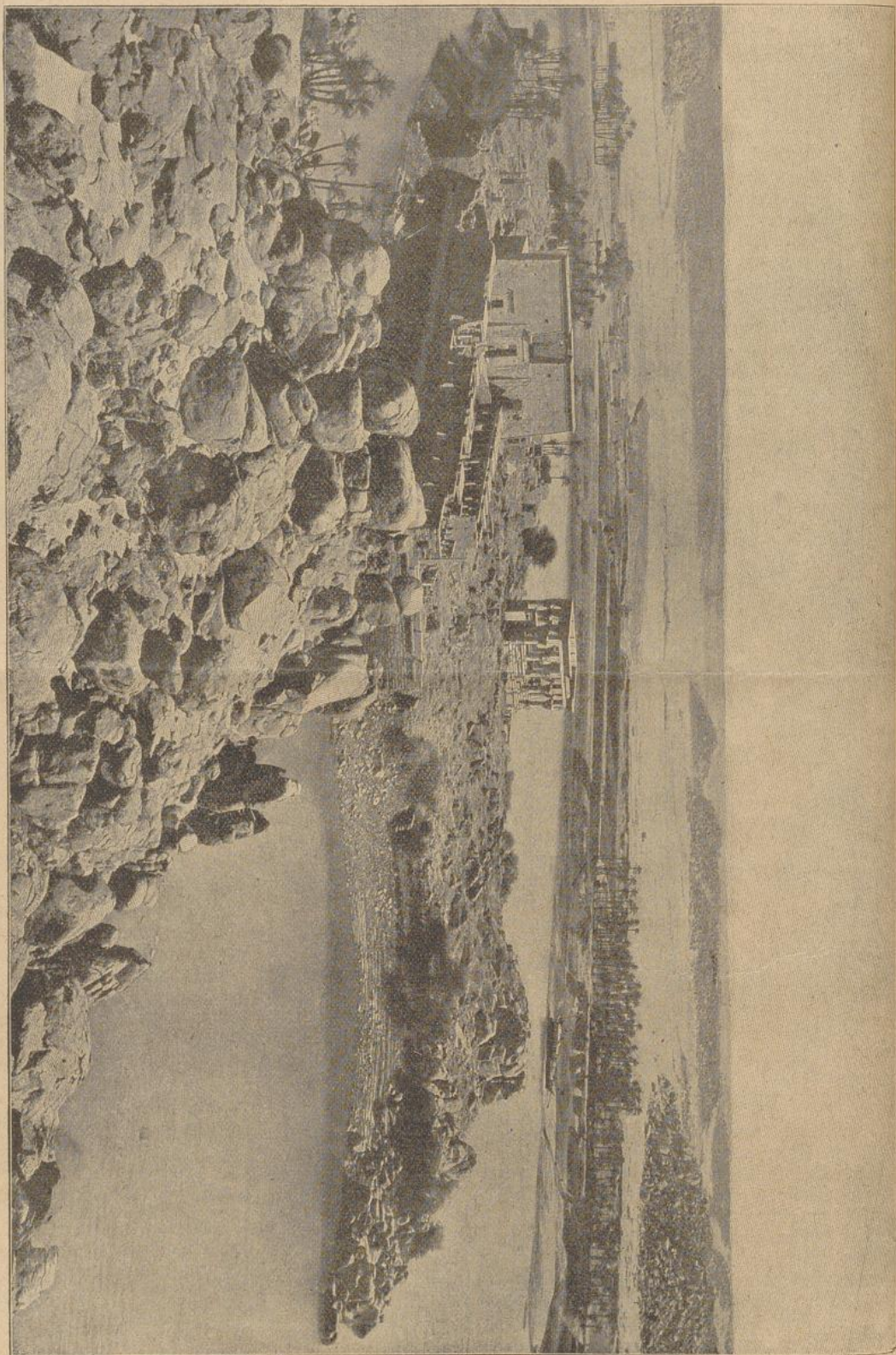
persische Volksvertretung hat auf ihre eigenen Kosten eine Nationalgarde von 700 Mann aufgestellt, die gegenwärtig einexerziert wird. Die allgemeine Anschauung geht dahin, daß Persien bald der Ort blutiger revolutionärer Ereignisse sein wird.

## Eine Reise rund um Afrika.

(Fortsetzung.)

Ägypten liegt bekanntlich in der nordöstlichen Ecke Afrikas und umfaßt ein Gebiet von nahezu 1 Million Quadratkilometer, von denen aber nur ein kleiner Teil, das eigentliche Niltal, etwa 30 000 qkm. fruchtbar sind, alles übrige ist trostlose Sandwüste. Seine ersäunliche Fruchtbarkeit verdankt Ägypten oder genauer gesagt, das Niltal, der jährlichen Ueberschwemmung des Nils. Dieser zweitlängste Fluß der Erde kommt unter verschiedenen Namen aus dem Gebiete der großen Seen Zentralafrikas, doch ist es nicht eigentlich dieser, (weiße Nil genannte) Teil des Flusses, sondern der aus der abessinischen Gebirgswelt 2800 Mtr. über Meer, herabkommende sogenannte blaue Nil, welcher die jährlichen, so segensreichen Ueberschwemmungen verursacht. Man darf sich diese Ueberschwemmungen indes nicht so vorstellen, als werde das ganze Land in einen ungeheuren See verwandelt, obwohl das Wasser im Durchschnitt in Unteregypten um ca. 7—8 Mtr. und in Oberegypten gar um 15 Mtr. steigt. Das Wasser wird vielmehr durch Kanäle links und rechts abgezweigt und in das Kulturland hineingeleitet, woselbst es durch großer Dämme solange zurückgehalten wird, bis sich der befruchtende Schlamm abgelagert hat. Um nun auch die höher gelegenen Teile des Tales auf diese Art bewässern zu können und um gleichzeitig zu verhindern, daß ein großer Teil des so äußerst wertvollen Schlammes unbenutzt



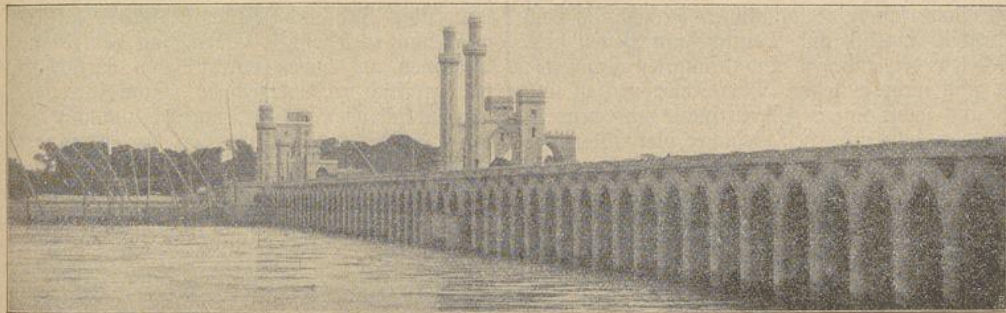


Gesamtschau der berühmten Insel Philae im Nil in Oberägypten,  
welche durch das Stiefenhammer bei Assuan in dem sich bildenden See verschwinden wird.



ins Meer geschwenkt werde, versuchte man sogar schon zu Pharaonenzeiten, besonders aber in allerjüngster Zeit, den Nil durch Stauwehren zu schwellen. Der erste große Versuch datiert seit 1835, in welchem Jahre der damalige Beherrscher Egyptens, Mehemet Ali, unterhalb Kairo, da wo sich die großen Nilarme von Rosette und Damiette teilen, ein großes Stau- und Schleusenwerk anlegte. Den Damm bildeten zwei große Brücken, die eine von 500 Meter und die andere von 440 Meter Länge, in welchen 26 eiserne Falltürschleusen angebracht wurden, welche den Wasserabfluß regulieren sollten.

führt zu haben, und im ägyptischen Ministerrate ist jüngst beschlossen worden, den Staudamm noch um 6 Meter zu erhöhen, wodurch die aufgestaute Wassermenge verdoppelt und große, höher gelegene Baumwollfelder berieselt und bepflanzt werden können. Es ist eine Bauzeit von 6 Jahren und eine Bausumme von weiteren 30 Millionen Mark vorgesehen. Die Stauhöhe erreicht nach Fertigstellung 26 Meter. Die Länge des Dammes ist 1962 Meter, seine Breite an der Basis 27 Meter und an der Spitze 8,7 Meter. Den Wasserdurchlaß regulieren 180 Schleusen. Das Becken wird nach Fertigstellung über 2000 Millionen Kubik-



Barrage du Nil. Das beinahe 1000 Meter lange Stauwerk unterhalb Kairo.

Es gelang aber der damaligen Technik noch nicht, auf dem schlammigen, sandigen Untergrunde die Fundamente stark genug herzustellen, um den enormen Wasserdruck auszuhalten und obwohl der Bau bereits Millionen um Millionen verschlungen, sah man sich nach stets erfolglosen Versuchen genötigt, 1867 das Werk seinem Schicksale zu überlassen. Als dann später die Engländer von Egypten Besitz ergriffen, unternahmen sie es, in den Jahren 1886 bis 1890 den Damm mit einem Kostenaufwande von ca. 10 Millionen Mark derart zu verstärken, daß er bis heute tadellos funktioniert. Doch damit war nur einem kleinen Teile Unteregyptens gedient, während der größte Teil des circa 150 Stunden langen Niltales noch auf die veraltete Bewässerungsmethode angewiesen war oder in höheren Lagen überhaupt nicht bewässert werden konnte.

Wohl war die englisch-ägyptische Regierung von der Wichtigkeit eines Stauwerkes in Oberegypten überzeugt, aber die große Schwierigkeit war neben dem Kostenpunkte der Ort der Erstellung. Lord Baker hatte als die geeignetste Stelle das Gebiet der Katarakte von Assuan bezeichnet (ca. 120 Stunden südlich von Kairo). Da infolge der projektierten hohen Staumauer in dem sich bildenden See nicht nur eine Anzahl Dörfer verschwinden mußten, sondern auch einige interessante Ruinen aus der altägyptischen Zeit, wie z. B. die Tempel auf der Insel Philae (siehe Bild) u. so erhob sich in Europa ein Sturm von Protesten gegen dieses Projekt und die Regierung trug diesen Gefühlsäußerungen insofern Rechnung, als sie den Staudamm 8 Meter niedriger bauen ließ, wodurch die genannten alten Baudenkmäler erhalten blieben. Das Riesenvorwerk erstellte die englische Firma John Aird u. Co. um die Summe von 40 Millionen Mark mit 10 000 Arbeitern während der Jahre 1898 bis 1905.

Naum fertig, gerante es die Regierung, den Damm nicht in der ursprünglich projektierten Höhe auszu-

meter Wasser fassen und den Nationalreichtum Egyptens um viele Millionen steigern.

Das Steigen des Nils beginnt anfangs Juni, erreicht Ende September oder anfangs Oktober seinen Höhepunkt und sinkt dann fortwährend bis im April und Mai der niedrigste Wasserstand eintritt. Das Wasser ist schlammig und schmutziggelblich, wird aber gleichwohl von Arm und Reich unfiltriert getrunken. Die einzige Brücke die, außer den Eisenbahnbrücken und dem Barrage, über den Nil führt, ist die große, häßliche, 400 Meter lange Brücke bei Kairo; ein Teil davon ist drehbar, um täglich einmal die Schiffe durchzulassen. Ueber diese Brücke führt auch der Weg zu den bekannten Pyramiden von Gizeh, wohin man auf der prächtigen, schattenreichen, gut 2 Stunden langen Mäe zu Fuß, zu Pferd, per Esel, per Kamel, am schnellsten und bequemsten aber mit dem elektrischen Tram gelangt. Lassen wir den Reiseonkel erzählen, was ihm bei einem früheren Pyramidenbesuche passierte. — Bei meiner Ankunft im Eden-Hotel zu Kairo traf ich mit einem englischen Maler zusammen, dessen Bekanntschaft ich früher als Kabinengenosse auf einem Dampfer gemacht hatte. Wir verabredeten für den nächsten Tag einen Besuch der Pyramiden und machten uns sofort nach dem Mittagessen auf den Weg. Bei der oben erwähnten eisernen Drehbrücke angelangt, fanden wir selbe abgedreht und erfuhren gleichzeitig, daß täglich um diese Zeit die Brücke unpassierbar sei, wegen der Durchfahrt der Schiffe; wir hätten nun allerdings mit den kleinen Dampfschiffen hinüberfahren können, doch war das Schauspiel der über achtzig sich durchdrängenden Segelschiffe (Dahabye) die Stunde wert, die wir warten mußten und nicht minder interessant war nachher das kosmopolitische Gedränge auf der Brücke: Europäer, Türken, Araber, Neger, Fellachen, Soldaten, Herren und Damen zu Pferd, in der Kutsche, Beduinen auf Kamelen, Knaben auf Eseln, alles drängte unter Rufen, Schreien, Lärmen und Gerassel neben und durcheinander, daß man schon Grund



hatte, für die Hühneraugen besorgt zu sein. Die elektrische Trambahn beginnt ganz in der Nähe der Brücke und endet am Rande der Wüste, woselbst auf einem etwa 60 Meter hohen Felsplateau, das indes hoch mit gelbem Wüstenande bedeckt ist, die 3 berühmten Gizeh-Pyramiden stehen. Wir lösten in dem kleinen Kiosk neben der großen Pyramide die Eintrittskarten (Befreiung einer Pyramide ca. 2 M., Besichtigung des Innern ca. 2 M., Sphingtempel ca. 1 M.). Kaum waren wir im Besitze unserer Karten und wandten uns dem Eingange zu, als wir von einem ganzen Rudel Beduinen umringt wurden, die sich alle als offizielle Führer aufdrängten. Wir wählten einen aus, der neben einem fast unverständlichen Französisch noch einige Brocken Englisch und Deutsch zum Besten gab, verabschiedeten die anderen und drängten vorwärts; doch das ging nicht so leicht. Der Schwarm ließ uns nicht los und selbst unser Führer suchte uns begreiflich zu machen, daß für jeden Besucher vier, allermindestens aber 2 Führer notwendig seien. Nach längerem Parlamentieren kamen wir soweit überein, daß wir die Begleitung von 2 Führern im ganzen zuließen, doch der ganze Trupp, worunter mehrere Knaben mit großen Wasserkrügen, begleitete uns trotz unseres Protestes bis zur Eingangspforte, welche wohl 50 Fuß hoch über dem Erdboden sich befindet. Hier endlich wurden wir die Plagegeister los, unsere Führer krochen in ein niederes Loch hinein und wir zwei hinterher. Zu unserem Erstaunen und Entsetzen ging's nun im Innern bergab und zwar durch einen Korridor mit ca. 30 Prozent Gefäll, ohne Stiegentritte, dafür mit ganz glatten Steinen befest, so daß man, da die ebenfalls glatten Wände keinen Halt boten, sich auf den

barfüßigen Beduinen stützen mußte, wollte man nicht riskieren, eine unfreiwillige Rutschpartie in die dunkle Tiefe zu machen. Unten angekommen, zündeten die Führer Kerzen an und krabbelten an einer Wand empor, es blieb uns nichts anderes übrig, nachzukraxeln und befanden uns nach wenigen Schritten am Eingange des zweiten Korridors, der ebenso steil aufwärts führte, wie der erste abwärts und dessen steinerner Boden so eisglatt war, daß anfänglich auf Händen und Füßen nachkrochen, die Führer sich unser erbarmten und uns wenigstens Hand als Stütze boten. Nun begriffen wir, warum für jeden Besucher vier oder mindestens zwei Führer notwendig sind und sollten besonders auf dem Wege noch Gelegenheit haben, von der Nützlichkeit Beduinen auf diesen pyramidalen Rutschbahnen handgreiflich zu überzeugen. Schweifstriefend kamen wir endlich oben an und mußten zunächst durch einen kaum 3 Fuß hohen und etwa doppelt so breiten Fuß langen Schacht durchkriechen, worauf wir plötzlich in einer der Totenkammern des Königs Chufu befanden. Die Pharaonen bauten sich bekanntlich Lebzzeiten ihre Grabmonumente in Form von Pyramiden, in deren Innern eine oder mehrere Grabkammern angelegt wurden mit der Bestimmung, kostbaren Sarkophag mit den einbalsamierten Körpern der Könige und ihrer nächsten Angehörigen aufzunehmen. Die schiefen, glatten Gänge, die wir soeben mit so viel Mühe passiert hatten, dienten offenbar dazu, diese großen, schweren Porphyr Sarkophage die Grabkammern hinauf zu befördern; nach der stattung wurden die Zugänge zu diesen Kammern enorm schweren Steinquadern abgesperrt und



Blick auf die Pyramiden vom Nil aus.



man muß jede Spur des Eingangs vernichtet; trotzdem gelang es den Arabern im Laufe der Zeit die verborgenen Eingänge wieder aufzufinden und den Weg zu den Grabkammern freizumachen, wohl in der Meinung, daselbst auf Schätze zu stoßen. Viele oder die meisten dieser Sarkophage samt den darin liegenden Mumien befinden sich heute in den großen europäischen und ägyptischen Museen. In der Grabkammer, in welcher wir bei dem schwachen Kerzenlichte und der dumpfen Luft nur kurze Zeit verweilten, konnten wir nichts entdecken, als den unteren ziemlich einfachen Teil eines Sarkophages, der Deckel war weg und das Grab leer. Die Kammer maß 8–10 Meter lang, etwa 5 Meter breit und etwa 6 Meter hoch sein und ist von gewaltigen Quadern gebildet.

(Fortsetzung folgt.)

Die sprichwörtliche Fruchtbarkeit Ägyptens ist bekanntlich nicht vom Düngen, sondern von den regelmäßigen, jährlichen Überschwemmungen des sehr viel Schlamm führenden Nils her. Auf höher gelegenen Boden, wo das Nilwasser auch beim höchsten Wasserstande nicht hingelangen kann, muß dasselbe künstlich geleitet werden, sonst bleibt der Boden unfruchtbar. Seit Jahrtausenden nun ist es eine Hauptarbeit der Fellachen (ägyptischen Bauern), Wasser aus dem Nil zu schöpfen und damit ihr Land zu bewässern überall da, wo es nicht möglich war, das Wasser in einem Kanal herzuführen. Es ist schon seit Moses Zeiten bedienen sie sich dazu hauptsächlich zweier Systeme: das einfachste und wohl ursprünglichste ist das System genannt „Schaduf“. In der Nähe des Nilers werden Löcher, ähnlich unsern Brunnen, gegraben, bis man auf Wasser stößt. Nun wird über zwei, etwa meterhohe Pfosten eine starke Stange gelegt und an derselben eine andere lange Stange kreuzweise so befestigt, wie das Bild zeigt. Am kürzeren Teil dieser langen Stange wird ein schwerer Stein als Gewicht angebracht und am Ende des langen Teils hängt an einem Vasell des Wassergefäß, meist ein dichtes geflochtenes ziemlich wasserdichter Korb. Dieser Korb wird an der Stange ins Wasser hinunter getaucht und mit Hilfe des steinernen Gegengewichtes wieder heraus gehoben und seines Inhalts entleert. Es ist dies bei der brennenden Sonnenhitze eine anstrengende und beschwerliche Arbeit, weshalb man schon frühzeitig auf die Idee kam, dieses stete Wasser schöpfen durch Rüssel oder Kamele besorgen zu lassen, und daraus entwickelte sich das zweite System, die „Sattije“. Die Herstellung ist ziemlich primitiv. Ueber der Brunnenöffnung wird ein aus Stielen roh gezimmertes Rad angebracht, welches durch eine Art Göpel von dem sich im Kreise bewegenden Tiere in Bewegung gesetzt wird. Ueber dieses Rad wird eine endlose Strickleiter gelegt, die bis ins Wasser hinunter reicht und an dieser Strickleiter sind irdene Krüge befestigt, welche beständig mit der Strickleiter im Wasser untertauchen, sich füllen, heraufkommen, beim Umbiegen über das Rad den Inhalt, ähnlich wie ein Wasserschoßrad, in eine hölzerne Leitung entleeren und wieder nach unten gehen, um sich neuerdings zu füllen. In neuerer Zeit hat man auch moderne Pumpwerke angelegt, selbst solche mit Dampftrieb, doch sind die Erstellungs- und Unterhaltungskosten sehr bedeutend und für den Kleinbauer unmöglich. Durch das großartige Nilbauwerk von Assuan werden alle diese Notbeheife größtenteils überflüssig werden.



Bewässerung der Felder vermittelt des Schadufs.

### Die Entdeckung einer babylonischen Bibliothek.

Die archäologische Expedition, die von der Universität von Pennsylvania zur Entdeckung von Keilschriften ausgesandt worden war, hat aus dem Staube der Jahrhunderte eines der interessantesten alten Archive gerettet, die wohl je den Trümmern einer alten Stadt entzogen worden sind. Es ist das eine „Bibliothek“, die auf der Stätte des alten Nippur aufgefunden wurde. Nippur war etwa 14 Jahrhunderte v. Chr. diejenige Stadt des babylonischen Königreiches, die die höchste Zivilisation und den größten Unternehmungsgeist zeigte. Unter den prächtigen Gebäuden, die die Stadt zierten, befand sich ein weitberühmter Tempel und eine Tempelschule, in deren Archiven Do-

kumente aller Art aufbewahrt wurden. Diese Bibliothek des Tempels ist nun von den amerikanischen Gelehrten wieder entdeckt worden und in etwa 25 000 Tontafeln ans Licht gebracht. Die Tafeln wurden in vorzüglich erhaltenem Zustande, eine gegen die andere gelegt, aufgefunden und sind nun zum Teil von dem vorzüglichen Kenner der babylonischen Keilschriften Clay entziffert worden. Geschäftsschlaue Araber, die in den Ruinenstätten von Nippur wertvolle Altertümer witterten und die Arbeiten der Expedition mit Aufmerksamkeit verfolgt hatten, haben zwar eine Anzahl von Tafeln beiseite geschafft und nach New York verkauft, aber Clay hat auch diese zur Einsicht erhalten und so ein ziemlich lückenloses Bild aus dem Inhalt dieser schwer zu lesenden Keilschriften gewonnen. Die meisten von ihnen enthalten geschäft-

liche Mitteilungen, Rechnungen und Aufstellungen aller Art, wie sie von den Priestern des Tempels bei der Erledigung ihrer mannigfaltigen Geschäfte aufgeschrieben wurden. Der Tempel war nämlich nicht nur der religiöse, sondern auch der soziale Mittelpunkt dieser alten Stadt, zugleich Gericht- und Marktplatz. Zur Entscheidung von Streitigkeiten wurde der Gott angerufen, und aller Austausch von Waren, aller Verkehr ging durch die Hände der Priester. Das reiche Gut des Tempels wurde ausgeliehen, Steuern mußten entrichtet werden, nicht in Münze, sondern in natürlichen Produkten, wie Korn, Del, Datteln u. a. Auch Angaben über die Gehälter, welche die Priester des Tempels und die Beamten der dazu gehörigen Warenmagazine erhielten, finden sich auf den Tafeln.



Viele von den Täfelchen enthalten Berichte über Geschäftsabschlüsse von Privatpersonen und werfen ein interessantes Licht auf Leben und Treiben der Bewohner dieser uralten Stadt. In den meisten Fällen aber wurde zum Abschluß des Geschäftes und zur Kontrolle das Siegel verwendet, und zwar wurden meistens die Täfelchen in eine versiegelte Umhüllung eingeschlossen. Diese Versiegelung der Tontafel entspricht der Unterzeichnung eines modernen Vertrages. Das Siegel gehört dem in der Urkunde erwähnten Empfänger einer bestimmten Summe oder auch dem, der die in redigierende Rechnung bezahlt. Dadurch, daß das Täfelchen noch von einer Hülle umschlossen war, und auf dieser Umhüllung das Siegel eingedrückt wurde, war jeder Betrug unmöglich. Häufig findet sich auch an Stelle eines Siegels ein in den weichen Ton mit dem Daumen eingedrücktes Zeichen, wodurch der Besitzer deutlich markiert wurde.

### Der große deutsche Katholikentag

wird in diesem Jahre zum 54. Mal zusammentreten und zwar in der Zeit vom **25. — 29. August**. Als Ort der Tagung hat sich „die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands“ die schöne und alte Frankenhauptstadt **Würzburg** erwählt. Als Festhalle ist die große Einseighalle des alten Bahnhofes ausersehen. Durch entsprechende Einbauten und Ausschmückung wird sie in ein geradezu ideales Festlokal umgewandelt. Hervorragende Redner aus allen deutschen Ländern sind gewonnen. Einen Hauptgegenstand der Beratung wird die goldene Jubelfeier des hl. Vaters Pius X. bilden. — Wer es machen kann, möge seine Ferienreise einrichten, sich einmal an diesen großartigen Rundgebungen kath. Glaubens und kathol. Arbeitens auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens zu begeistern. Eine große Arbeiterversammlung wird die Festtage einleiten, eine Männerwallfahrt auf das weitberühmte „Käppele“ ihnen die Weihe geben. In Wohnungen fehlt's nicht in der alten „Studentenstadt.“ Darum auf nach **Würzburg!**

Anmeldungen zum Katholikentag sind zu richten an Kaufmann Lothar Seuffert, Peterspl. 4.

### Dankjagungen

sind eingegangen und war Veröffentlichung versprochen von: Viberach, Neustadt a. d. Saale, Buchen, Vergbieten, Harthausen, Steinlitz, Würzburg.

### Gebets-Empfehlungen.

Um günstigen Ausgang in einem Rechtsstreite. — Ein besonderes Anliegen. — Um glückliche Geburt. — Ein Wohltäter in verschiedenen Anliegen. — Eine Kranke. — Zur Verhinderung einer Operation. — Um Gesundheit und Frieden der Familie und Glück und Segen im Geschäft. — Die schwerkranke Mutter eines Pfarrers. — Hl. Antonius! hilf in zwei Anliegen. — Eine Person um eine gute Beicht. — Fünf Anliegen aus Binswangen. — Ein kranker Pfarrer. — Eine Person in besonderen Anliegen. — Ein junges Mädchen, das den Glauben verloren hat. — Unglückliche Eheleute. — Zwei Verstorbene. — Ein dem Trunk ergebener Familienvater, ein krankes Kind. — Um den Frieden und friedliche Lösung einer Geschäftsangelegenheit. — In einem schweren Seelenleiden. — Ein großes Familienanliegen. — Berufswahl eines Studenten. — Bekehrung eines Sünders. — Wichtiges Anliegen. — Glückselige Sterbefälle. — Mehrere Kinder. — Kranker Vater. — Finanzielle Angelegenheit. — Zwei „verlorene Söhne“. — Eine Leserin des „V.“ um Gesundheit. — Eine Verehrerin des hl. Antonius in wichtigem Anliegen. — Zwei Greise. — Vier kranke Personen. — Ein wichtiges Anliegen.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

### Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltätigkeitsbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete des Lesers empfohlen:

Hochw. Hr. Vfr. Frid. Mayer, Espasingen; Frau Theres Lindamühl; hochw. Hr. Pfarrer und Dekan Adolf Reuetsch, Espasingen; hochw. Hr. Pfarrer a. D. Mathias Wagner, Neustadt a. d. Saale; hochw. Hr. Pfarrer Ed. Giegerich, Dillingen a. D.; Frau Elisabeth, Bötmes; Theresia Blas, Neubrunn; Frau Sofie Halder, Hubertshofen; Peter Gungelmann, Bozendorf; Maria Wies; Josepha Kaltenböck, Wien; Maria Gierlinger, Saiten; Elise Lorencic, Kreuz, Croat.; Rev. P. Pius Mistl, Maria Barbara Dinghofer, Aggersdorf; Aloisia Scheitl, Betz; Selb. Sanghofner, Mitterkirchen; Maria Eibelsgruber, Altdörfing; Baumann, Gerbrunn; Herr Gallus zum Grünegg; Herr Pfarrer, Pfarrer, Erlangen, Wbg.; Elisabeth Koch, Borsingen; Maria Jammer, geb. Berkenhoff; Frau Maria Mascher, Sebastian Gieberger, Lützenhausen; Zel. Maria Oberberger, heim; Frau Anna Soller, geb. Krieger, Bierbrauereibesitzerin, Straubing; Dr. Heribert Heinze von Oberhansdorf, Schellen, starben im Missionskloster zu Mariannhill am 25. Mai d. J. Verstorbene war früher mehrere Jahre auf der Prokura in Burg tätig und daher wohl manchem Leser des Vergühmeinnicht bekannt.

## Mariannhill

Trappisten-Missions-

### Kalender 1908.

**Hilfs-Missionär** der Trappisten = Mission Mariannhill ist jede Person, welche den **Mariannhill-Kalender pro 1908** verbreitet, weil der Nettogewinn zur Ausbreitung des heiligen Glaubens unter den heidnischen Völkern bestimmt ist. Der Verbreiter unseres Mariannhill-Kalenders nehmen als Wohltäter unserer Mission Anteil an den zwei, oft drei hl. Messen, welche in der Abteikirche zu Mariannhill täglich für die Wohltäter gelesen werden.

Wer mindestens zwölf Kalender bezieht, erhält auf Wunsch, nach Einsendung des Betrages, eine interessante Originalphotographie in unserer eigenen photogr. Anstalt in Mariannhill hergestellt. Diese auf prächtigem Karton aufgezogenen Photographien bilden einen Schmuck für jedes Zimmer.

Im Uebrigen verweisen wir auf das, in der Mai-Nummer des Vergühmeinnicht enthaltene rote Zirkular.

Wir sind unsern geehrten Freunden und Gönnern stets dankbar für gütige Zusendung von genauen Adressen wohlthätiger Personen, an die wir das Vergühmeinnicht versenden können. Der Name des Einsenders wird nicht genannt.

Der nächste Postulantenzug wird Ende September oder Anfangs Oktober abgehen. Wer sich für Aufnahme-Bedingungen interessiert, findet jede gewünschte Auskunft im Vergühmeinnicht Nr. 2 des Jahres auf Seite 45 bis 48, sowie bei der Vertreterin der Mission Mariannhill.